



# Alexander Kröger Souvenir vom Atair

Wissenschaftlich-phantastischer Roman



Alexander Kröger  
**Souvenir vom Atair**

Wissenschaftlich-  
phantastischer Roman

Mitteldeutscher Verlag  
Halle • Leipzig

ISBN 3-354-00364-2

© Mitteldeutscher Verlag Halle • Leipzig 1985

4. Auflage

Lizenz-Nr. 444-300/113/88 • 7004

Printed in the German Democratic Republic

Reihengestaltung: Helmut Brade

Umschlagillustration: Stefan Duda

Typografie: Bernd-Michael Dehnert

Gesamtherstellung: Karl-Marx-Werk Pößneck V15/30

Best.-Nr. 6394279

00550

# 1. TEIL

1 Ein gedämpftes Gongschwingen beendete den Unterricht. Wenige Minuten danach verließen die Schüler das alte schmucklose Gebäude, verließen es so, wie alle Schüler dieser Erde Schulen verlassen, lachend, schwatzend, gemessen die einen, eilig andere.

In einer sich laut unterhaltenden Gruppe von Mädchen und Burschen schritt ein junger Mann, der auffiel. Er schien ein wenig schlanker noch als andere, schlaksiger. Sein Kopf war deutlich größer als der seiner Altersgenossen. Das Gesicht des jungen Mannes war so glatt, wie es keine, auch nicht die sorgfältigste Rasur zuwege brachte. Ihm fehlte jeglicher Bartwuchs.

Der junge Mann schritt weitausholend, wiegend. An den Gesprächen beteiligte er sich nur gelegentlich. In der linken Hand trug er den Aufzeichner. Als er mit der rechten ein Insekt von der Stirn strich, tat er das mit einer vierfingrigen und daher überschlanken Hand...

An einer Kreuzung der Parkwege verharrte die Gruppe. Die jungen Leute verabschiedeten sich mit Floskeln wie: »Bis heute nachmittag«, »... bis morgen!«, »Nein, ich gehe schwimmen.« Eine Anzahl wollte sich am Strand treffen.

Jemand fragte den jungen Mann: »Luchs, gehst du auch baden?« Nicht am schwarzen schweren Zopf, sondern an der Stimme erkannte man, daß es ein Mädchen fragte.

Er blickte sie aus Augen an, die den Spitznamen sofort verständlich machten. Diese Augen hatten eine goldgeflammte Iris und einen kleinen senkrechten Pupillenschlitz. Aber etwas Gefährliches wie bei einem Raubtier lag nicht im Blick, eher etwas Erhabenes, Weitabgewandtes, etwas Anziehendes, Sanftes auch. »Ja«, antwortete er leise, zögernd.

»Holst du mich ab?«

Er schüttelte den Kopf. »Wir treffen uns unten — an unserer Stelle.«

Sie standen sich gegenüber, allein gelassen. Die anderen waren ihrer Wege gegangen.

»Also«, sie faßte flüchtig seine Hand. »Um drei!« Sie lächelte ihn an. »Bis nachher, Mark!« Flott schritt sie davon, schlenkte mit der Tasche.

Vor Mark erstand das besorgte Antlitz der Mutter. Obwohl er es vorher oft erwogen, aber nie eingehalten hatte, dieses Mal wollte er ihr wirklich nichts von seinem Rendezvous mit Li mitteilen. Daß ich im Vergleich zu meinen Mitmenschen ein wenig

anders aussehe, ist kein Grund, mich nicht mit einem Mädchen, mit Li zu treffen! Und ein anderes Argument hat Mutter nicht. Meine Güte — wie viele Menschen haben einen sogenannten Geburtsfehler, und das trotz der ausgefeilten Methoden der Früherkennung. Gegenüber anderen Gebrechen komme ich doch noch sehr gut davon!

Längst grübelte Mark nicht mehr über die Ursachen seiner äußereren Abweichungen von der Norm. Er sah eben anders aus, basta. Es gab eine Zeit, da in der Menschheit allerlei spontane Mißbildungen durch Medikamente, Umwelteinflüsse oder Strahlung auftraten. Man hatte das eingedämmt. Aber hie und da trat eben doch noch dieser oder jener Fall zutage. Ich bin einer!

Noch nie habe ich den fünften Finger, den fünften Zeh vermißt. Es soll mir einer sagen, ich sei deswegen ungeschickter als andere. Und sehe ich etwa schlechter? Ägy hat ein braunes und ein blaues Auge. Niemand nimmt Anstoß daran. Und sollte sich morgen die Haarmode ändern, komme ich vielleicht groß heraus, wenn wenig Haar schick ist! Die Hauptsache ist doch wohl, daß Li mich mag — so wie ich aussehe, wie ich bin! Das

wird Mutter akzeptieren müssen. Aber sicher ist nicht mein Aussehen der Grund für ihr Verhalten — nicht allein. Li wird schon recht vermutet haben.

Li hatte gemeint, Eifersucht könnte dahinterstecken, weil Mutter zu lange allein mit dem Sohn gelebt hatte, ziemlich abgekapselt von der Umwelt. Freilich, es sei für sie tragisch, in jungen Jahren den Gefährten verloren zu haben, mit dem man sich ein gemeinsames Leben erträumt hatte. Statt sich einen anderen Mann zu suchen, hatte sie sich auf den Sohn orientiert. Und nun, nach so vielen Jahren, in denen sich diese Haltung verhärtet hatte, wird ihr der Gedanke schwer, den Sohn möglicherweise mit einer anderen teilen zu müssen.

Mark litt unter dieser Situation. Seine Mutter und er lebten zurückgezogen. Er hatte zwar die Schule, den täglichen Kontakt zu den Mitschülern, aber Gefährte und Freund war ihm bislang stets die Mutter gewesen. Denn je älter Mark wurde, desto mehr nahm er in seiner Klasse eine Sonderstellung ein. Seine schnelle Auffassungsgabe, sein phänomenales Gedächtnis, gepaart mit Hilfsbereitschaft und Bescheidenheit, führten zu einer allgemeinen Achtung, ja beinahe Scheu, auf

jeden Fall zur Dämpfung des altersgemäßen  
rüden Betragens der anderen ihm  
gegenüber. Nur im Sport brachte es Mark  
gerade noch auf durchschnittliche  
Leistungen. Hänseleien in den unteren  
Klassen hatte Mark längst verziehen. Sie  
waren es eigentlich gewesen, die seine  
Zuneigung zu Li ausgelöst hatten. Li hatte  
sich oft vor Mark gestellt, hatte Larry und  
andere geschickt in die Schranken  
gewiesen. Ihre besondere Zuneigung zu  
Mark wurde jedoch nicht offenkundig und sie  
so nicht Zielscheibe gutgemeinten Spotts.  
Als Mark es bemerkte, begann er ihr Tun zu  
beobachten. Zunächst belustigte es ihn,  
dann begann er Li zu bewundern. Er suchte  
die Nähe des Mädchens.

Eines Tages hatte Li Mark einer  
Schularbeit wegen zu Hause aufgesucht,  
was sie bislang vermieden hatte. Mitten im  
Eifer seiner Erklärungen zu den Neperschen  
Gleichungen für das Berechnen sphärischer  
Dreiecke gewahrte Mark, sie hörte ihm  
offensichtlich überhaupt nicht zu. Statt  
dessen sah sie ihn unverwandt und lächelnd  
an. Er stockte, lehnte sich zurück, um sie  
besser anschauen zu können, und er fragte  
stark verunsichert: »Li...?«

Da ergriff sie seine Hand, führte sie an ihr

Gesicht, kuschelte ihre Wange hinein und lehnte den Kopf an seine Schulter.

Eine kleine Weile saßen sie so. Mark wurde es heiß und kalt, er war überrascht, wie überrumpelt, es war unbeschreiblich, was er empfand. Er fürchtete, daß Li es spüren müsse. Und Freude, eine ungerichtete Freude durchrieselte ihn.

Mark strich Li sacht übers Haar, rückte behutsam von ihr ab, sah sie lange an, nahm ihr Gesicht zwischen die Hände und lehnte seine Stirn an die ihre. »Li«, sagte er leiste. Und in diesem einen Wort, dem Namen, in seiner Stimme schwang beglücktes Staunen...

Plötzlich umfaßte ihn Li, schmiegte sich an ihn, küßte ihn auf die Wange und löste sich ebenso von ihm. Sie sah ihn verschmitzt lächelnd an, strich sich eine Haarsträhne aus dem erhitzten Gesicht und sagte: »Deine sprichwörtliche Auffassungsgabe, Mark, ist aber sehr einseitig entwickelt!« Sie wies nachdrücklich auf den Aufzeichner vor ihnen auf dem Tisch, über dessen Schirm ein von Mark entworfener, von zahlreichen Linien und Großkreisen in Dreiecke zerlegter und mit Symbolen gespickter Globus flirte.

Wenig später — ein kleines Tablett mit

zwei Gläsern Fruchtsaft auf der Hand — betrat Marks Mutter, Wally 327 Esch, forsch das Zimmer. Sie warf beim Absetzen der Gläser verstohlen prüfende Blicke in die geröteten Gesichter der beiden jungen Leute. Flüchtig musterte sie auch den Aufzeichner, auf dem noch immer der Globus leuchtete.

Mark kam sich ertappt vor. Er versuchte, den Faden wieder dort aufzunehmen, wo er ihm durch Li so überraschend und aufregend abgeschnitten worden war. Auch Li konzentrierte sich erneut. Mark sagte, und es klang wie zerstreut und so, als fühle er sich gestört: »Danke, Mutter!«

Einen Augenblick noch stand Wally 327 Esch und blickte ernst auf die beiden jungen Menschen, die die Köpfe über den Aufzeichner hielten.

Man sah es Wally Esch nicht an, daß sie demnächst fünfzig Jahre sein würde. Die zahlreichen silbrigen Fäden im dunklen Haar wirkten interessant, fein, sie gaben ihr Reife. Die Wippfrisur stand ihr gut zu Gesicht, paßte zu den breitstehenden Augen, der kleinen Nase und dem vollippigen Mund, dessen weiße Zähne zum Haar kontrastierten. Lachte sie, ein fast lautloses, zurückhaltendes Lachen, fühlte man sich

sogleich von offener, rückhaltloser Freundlichkeit umfangen.

»Also«, sagte sie, »ich gehe zum Dienst. Vergiß nicht, Mark, daß du in die Oper wolltest. Essen mußt du vorher auch noch.«

Mark sah auf. »Ist gut, Mutter. Wir sind bald fertig.« Er hatte sofort ihren Vorbehalt gespürt, ihr Mahnen verstanden. Bis zum Beginn der Vorstellung blieben mehr als drei Stunden.

Wally Esch nickte grüßend, ging zögernd, so als ließe sie die beiden ungern allein zurück.

So hatte es begonnen.

Und seit jenem Tag waren die Beziehungen zwischen Mutter und Sohn verändert, so wie sich der Sohn verändert hatte. Die vordem unbefangene Herzlichkeit war einem freundlichen, aber nicht vorbehaltlosen Nebeneinander gewichen, das auch nicht ganz frei war von einer gewissen Bevormundung des Sohnes durch die Mutter. Und dieser neue Zug ins Autoritäre, ganz fein zwar, aber merklich für Mark, kam dann auf, wenn es um Li ging.

Wally versuchte zu lenken. Doch das, worauf sie bei ihrem Sohn bislang stolz war, was sie stets mit Freude empfunden hatte, kehrte sich jetzt gegen sie: seine Fähigkeit,

kleinste Gefühlsregungen des anderen, Stimmungsumschwünge zu verspüren. Wally gewahrte schmerzlich, das alte Vertrauensverhältnis klang ab. Mark wandte sich mehr und mehr Li zu.

Schließlich entschloß sich Wally, dem Sohn zu begründen, weshalb ihr seine Zuneigung zu Li mißfiel. Sie wies auf seine körperlichen Abweichungen hin. Daß sie nun plötzlich so argumentierte, schmerzte Mark am meisten und befremdete ihn zugleich. Hatte er als Kind gefragt, weshalb er nur acht Finger habe, hatte das die Mutter stets bagatellisiert, es sei kein Mangel, eine derartige Abnormität sei eine Zeiterscheinung und bedeutungslos für sein künftiges Leben. Was sich auch bestätigte. Alle hatten ihn mittlerweile akzeptiert, niemand nahm Anstoß an seinen Augen, seinem Haarwuchs, seinen Händen. — Ja, im Grunde waren es nur die Augen, die sofort auffielen. Wer zählt schon beim Nebenmann dauernd die Finger. Und dem Phänomen Haarausfall kommen die Mediziner sowieso nicht bei! — So gut wie vergessen schien das alles. Ausgerechnet die Mutter mußte nun diese Dinge wieder in den Vordergrund rücken.

Ihr zweites Argument, er sei für eine feste

Bindung zu jung, begriff er überhaupt nicht. Er entgegnete ihr unumwunden, Emotionen seien wohl altersunabhängig. Li mochte ihn, wie er sei, was also soll alles Gerede. Schließlich lehnte Mark, je mehr die Mutter in ihn drang, den Dialog über dieses Thema ab. Er verstieg sich sogar zu dem Vorwurf, was Wally sehr schmerzte, sie könne wohl deshalb nicht nachfühlen, weil sie drei Jahrzehnte ohne Gefährten lebe, andere empfänden anders.

Doch trotz allem bemühten sich beide um ein gutes Verhältnis zueinander. Aber Unausgesprochenes gab es stets zwischen ihnen. Und Wally merkte es dem Sohn natürlich an, wenn er sich mit Li getroffen hatte. Er schien gelöst, verträumt auch, irgendwie glücklich. Das war der Grund, der sie einerseits in die Beziehung der jungen Leute mehr hineininterpretieren, sie intimer sehen ließ, als sie war. Andererseits geriet Wally mehr und mehr in Gewissensnot — von Mark wohl empfunden, obwohl er sich dafür nicht den geringsten Grund vorstellen konnte -, weil sie, natürlich, den Sohn allzugern glücklich gesehen hätte, sie aber meinte, sich diesem Glück entgegenstellen zu müssen.

In diesem Gewirr aus Zuneigung, Respekt

und Dankbarkeit der Mutter gegenüber, aus Nichtverständen ihrer Vorbehalte, wenn es um seine Liebe zu Li ging, verstrickten sich Marks Gedanken, als er an diesem Tag der Heimstatt zuschritt. Und sein Entschluß, der Mutter diesmal nichts zu sagen, um sie nicht weiter zu beunruhigen, festigte sich.

Wally hatte, als sie mit Mark schwanger ging, ihren Beruf als Planetologin aufgegeben, war aus der Großstadt fortgezogen — unverständlich für die Freunde und Kollegen — und hatte eine Arbeit in einer Zweigstelle des Instituts für lunare Metallegierungen auf der Insel Sankt Kitts angenommen, eigentlich als ungelernte Kraft. Das einzige, was sie ein wenig mit der früheren Tätigkeit verband, war, daß in diesem Institut die auf dem Mond unter dessen geringerer Schwerkraft und fast atmosphärenfrei erschmolzenen Legierungen von Metallen und Kunststoffen auf ihre Eigenschaften und Eignung als effektives Substitutionsmaterial untersucht und ausgewählt wurden.

Wally hatte sich zur Kristallmikroskopie-Laborantin qualifiziert, und diese Tätigkeit befriedigte sie. Ihr freundliches, ausgeglichenes Wesen, ihr Fleiß brachten Wertschätzung, Freunde, einen kleinen

Bekanntenkreis. Man respektierte ihre Zurückgezogenheit, hatte sich daran gewöhnt, daß sie Kontakt nur bis zu einer bestimmten Grenze wünschte. Anfangs hatte man gedeutelt, brachte ihr von der Norm abweichendes Verhalten mit der Andersartigkeit des Kindes in Zusammenhang oder mit dem Tod des Gefährten, mit dem sie eine große Liebe verbunden haben soll... Das war Jahre, Jahrzehnte her. Man hatte sich in der kleinen Kolonie auf Sankt Kitts aufeinander eingestellt. Schließlich hatten sie alle, die auf dieser Insel einer Arbeit nachgingen, mehr oder weniger ihre eigenen Probleme.

Mark traf die Mutter zu Hause an. Sie hatte — wie des öfteren — Unterlagen aus dem Institut mitgebracht und wertete sie aus. Sie saß im Halbdunkel, den Stereoprojektor vor sich, und verglich in zehntausendfacher Vergrößerung Kristallstrukturen unzähliger Metallproben und ordnete sie ein. »Hallo, Mark«, grüßte sie. »Hast du gegessen?«

»Doch«, antwortete er. Er stand vor ihrer Leinwand und versuchte ein System aus den verwirrenden Gitterlinien herauszulesen. »Aber ich könnte noch etwas vertragen, es gab Menga und fad

zubereitet außerdem.«

Wally lachte. »Das trifft sich. Ich habe ein paar echte Steaks mitgebracht. Sie sind vorbereitet. Brauchst nur den Grill einzuschalten.«

Während Mark das Fleisch briet, trat Wally zu ihm, sah dem Sohn eine Weile zu, sagte dann obenhin: »Ich muß heute nachmittag hinüber nach Charleston, dienstlich. Ich denke, wir fahren gegen sechzehn Uhr mit dem Schnellboot. Zu tun habe ich höchstens eine Stunde, dann könnten wir ein wenigbummeln, einkaufen.«

In Mark regte sich sofort Abwehr. Zu oft sorgte die Mutter in der letzten Zeit für eine Beschäftigung. Früher wäre es ihm nicht eingefallen, ihr scharf zu entgegnen. Doch nun mußte er sich beherrschen, um nicht aufzubrausen. So erwiderte er lediglich abweisend: »Ich komme nicht mit...«

Die Mutter fühlte sich durchschaut, biß sich auf die Lippen und sah zu Boden.

Mark befaßte sich mit den Steaks.

»Hast du etwas vor«, fragte sie gewollt behutsam und sah ihn von unten her an.

»Ja.«

»Mit Li wieder...!«

Nur eine Sekunde zögerte Mark. »Ja!« Es klang patzig und verbindlich.

Sie schwieg, kehrte aber nicht wieder an ihre Arbeit zurück. Sie sah dem Sohn zu, wie er das Steak aß, ohne rechte Freude am seltenen Genuss. Und auf einmal tat es ihr leid, diese Unlust verursacht zu haben. In diesem Augenblick wurde es Wally 327 Esch bewußt, sie würde so nichts, gar nichts erreichen, der Spalt zwischen ihr und dem Sohn würde sich vergrößern. Und ein weiteres Mal setzte sie an, sich dem Sohn völlig zu offenbaren, ihm rückhaltlos alles zu erzählen. Er hat das Recht darüber auf, zu wissen! Aber auch das hatte sie sich schon hundertmal vorgenommen — immer wieder. Stets fielen ihr die gleichen Gegenargumente ein: Der Sohn ist zu jung. An seinem Anderssein hat er ohnehin genug zu tragen.

Und du, Wally, kannst du es noch tragen?

Ich konnte nicht ahnen, daß er bereits in diesem Alter eine Gefährtin wünscht. Mußte ich nicht annehmen, daß er wie andere noch fünf bis zehn Jahre damit warten würde?

Nein, Wally! Das sind Ausreden! Gerade daß er sich verhält wie andere, kannst du am allerwenigsten annehmen!

Nichts überstürzen!

Aber wie soll Mark ein Vermächtnis erfüllen, wenn er davon nichts weiß, Wally,

wenn du ihm nichts mitteilst? Er kennt nur Versionen, die alle kennen. Die vereinsamte, vergrämte Mutter, das gezeichnete Kind, daraus Zurückgezogenheit...

Eine Liebelei, etwas Vorübergehendes!

Aber so von Herzen glaubst du nicht mehr daran, Wally. Es wäre deinem Sohn nicht gemäß.

Ich hoffe auf eine Lösung, die mich nicht zum Letzten zwingt...

Nachdenklich begab sich Wally 327 Esch an ihre Arbeit zurück.

Mark kam zu früh zum Treffpunkt, einer Felsgruppe oberhalb des Strandes. Die Steine bildeten eine Einfassung, die so viel Boden festhielt, daß kurzes Gras und Moose gediehen, eine Wanne gleichsam, die den steten Wind von See her abhielt und das Sonnen auch an kühlen Tagen gestattete.

Mark lehnte am Fels, hielt die Augen geschlossen. Die permanenten Vorbehalte der Mutter zermürbten ihn. Er litt unter dem gespannten Verhältnis, wünschte sich die Zeit zurück, als sie nicht wie Mutter und Sohn, sondern wie Freunde lebten. Aber das war vor Li. Und ein Zurück, wenn es das überhaupt gäbe, wäre ein Leben ohne Li. Schmerhaft wurde er sich bewußt: Wenn

zwischen der Mutter und Li zu entscheiden wäre, ohne zu zögern schläge er sich zu Li. Aber bewußt war er sich auch, er würde dann nie völlig glücklich sein... Mark wünschte sehr, es möge zu einer solchen Entscheidung nicht kommen, die Mutter gäbe die unverständlichen Vorbehalte gegen Li auf, und sie könnten zu dritt harmonisch leben. Im Augenblick aber wußte Mark nicht, wie sich die Spannung lösen, wie es in diesem Dreieck weitergehen könnte. Er fürchtete, das Mißverhältnis zur Mutter würde ihn so belasten, daß darunter auch ungewollt seine Beziehung zu Li litt.

Schon als Lis Gesicht über dem Steinwall auftauchte, glaubte Mark etwas Fremdes zu bemerken, etwas, das er in dem vertrauten Antlitz bisher nicht festgestellt hatte, ein ungewöhnlicher Ernst, Traurigkeit... Aber in der nächsten Sekunde war dieser Eindruck verwischt, schien Li die alte.

Mark ging ihr einige Schritte entgegen, nahm ihre Hände, und sie zog ihn über den Wall. »Mir ist so warm, komm ins Wasser!« Sie ließ die Kleider fallen und sprang voraus, wäre im Geröll beinahe gefallen, lachte und warf sich in die Wellen, daß das Wasser hoch aufspritzte.

Mark sah Li vor sich gegen die Sonne,

eingehüllt in eine silbrige Tropfenaureole. Er dachte: Was ist mit ihr? Ganz selten wirft sie sich so ins Wasser. Im Gegenteil, sie dehnte den Körper, zog ihn in die Länge, daß die Rippenbögen arg hervortraten, um das Wasser möglichst langsam an sich emporkriechen zu lassen.

Beim Hinausschwimmen rekapitulierte Li die Mathematikstunde vom Vormittag, und sie parodierte die Verlegenheit Grapers, des Lehrers, als er in der vierzehnten Zeile einer komplizierten Formelableitung feststellte, ihm wäre in der zweiten ein Fehler unterlaufen.

Mark lachte. Er sagte nicht, daß er diesen Fehler vorzeitig entdeckt, aber Graper nicht aufmerksam gemacht hatte, um die Mitschüler nicht um das Vergnügen zu bringen, den Lehrer verwirrt zu sehen.

Sie tollten ausgelassen im Wasser, und Mark vergaß abermals, daß ihm Li verändert vorgekommen war an diesem Nachmittag.

Nach geraumer Zeit schwamm Li zurück, legte sich auf den Strand und ließ sich von den Wellen umspülen.

Mark setzte sich zu ihr, sie schwiegen, blickten in den Horizont. Mark bohrte mit den Zehen Löcher in den Sand, die die nächste Welle einebnete...

Dann sagte Li: »Komm...!« Sie nahm seine Hand, und sie stiegen die Küste hinan.

Als sie den Steinwall überschritten hatten, lehnte sie sich an Mark, legte die Arme um ihn, den Kopf an seine Schulter.

Mark durchrieselte es heiß. Mit jeder Faser seines Körpers spürte er, es war anders als sonst, es war etwas Besonderes geschehen. Er fühlte Lis Erregung. Behutsam zog er sie enger an sich, strich ihr übers Haar, hauchte: »Li...«

Li flüsterte zurück: »Komm, Mark...«, und sie ließ sich in das dichte Gras sinken.

Später, als sie gelöst nebeneinander lagen, sagte Li plötzlich mit rauher Stimme: »Die Eltern wollen es nicht, Mark!«

Und sofort verstand er.

Er drückte Li an sich, küßte sie aufs Haar, und nach einer Weile sagte er: »Wir haben uns, Li!« Er hielt ihre Hand ganz fest, drückte die Finger.

Li richtete sich auf, blickte in sein Gesicht: »Ja, Mark...« Und sie beugte sich zu ihm hinab und küßte ihn...

Tags darauf ließ sich Wally 327 Esch beim Leiter des Institutes melden.

411 Kraszan blickte erstaunt, lud Wally in die Sessecke seines Zimmers, bot ihr Yucci und blickte sie dann erwartungsvoll

an.

Wally sagte rundheraus: »Ich will.... ich muß weg von hier, Rocco!« Und sie fügte erklärend hinzu: »Es ist wegen — Mark. Ich weiß, das ist vielleicht unverständlich...« Sie brach den Satz ab.

Rocco 411 Kraszan schwieg. Er trank von seinem Fruchtsaft, sah ab und an auf seine Besucherin. »Du hast es dir gut überlegt?«

Wally nickte nachdrücklich.

»Ich brauche dir nicht zu versichern, es tut mir, es tut uns sehr leid, wenn du gehst. Aber wenn du es — mußt... Ich lege dir keinen Stein in den Weg. Doch ich verstehe es wirklich nicht.«

»Danke, Rocco!« Wally räusperte sich. »Es fällt mir nicht leicht, glaube mir!«

Pause.

»Wohin willst du?«

»Ich würde gern im Institut bleiben, wenn es geht. Kannst du mich unterstützen? Mich würde«, Wally zögerte, »eine Arbeit in unserem Stützpunkt auf Gunungapi interessieren...«

Rocco 411 Kraszan atmete erleichtert auf. »Da verläßt du uns ja gar nicht! Egoistisch darf ich nicht sein, andere brauchen auch gute Mitarbeiter, obwohl — ich betone es noch mal — ich es außerordentlich

bedauere. Aber ausgerechnet in diesen Krähwinkel?« Er schüttelte verwundert den Kopf. »Natürlich unterstütze ich dich, so gut ich kann, und ich denke, es wird gehen. Wann möchtest du?«

»Zum nächsten Ersten. Da versäumt Mark nicht zuviel Unterricht vor den Ferien.«

»Schon!« Rocco Kraszan seufzte. »Gut, ich spreche mit der Leitung.«

»Da ist — noch etwas, Rocco...« Wally zögerte. »Entschuldige. Könnte es — nach außen so aussehen, als müßte ich aus dienstlichen Gründen versetzt werden? Als müßtet ihr mich, im Interesse des Instituts, von einem solchen Schritt überzeugen...? Es läge mir sehr viel daran...«

Rocco 411 Kraszan zog die Stirn in Falten, wiegte den Kopf hin und her. »Wally, Wally«, sagte er, und es klang wie beschwörend, »hoffentlich machst du das Richtige. Ich — wir haben immer geglaubt, du würdest mehr Vertrauen zu uns finden. Gespürt hat es jeder, daß dich etwas bedrückt. Aber natürlich ist es deine Sache...« Dann lächelte er. »Ja, auch das läßt sich arrangieren.«

»Danke!« Wally erhob sich, reichte Rocco 411 Kraszan die Hand. »Es geht nicht in erster Linie um mich, es geht um Mark.

Verzeih...«

»Alles Gute, Wally.«

Als sie an der Tür war, rief er von seinem Arbeitstisch her: »Aber um eine kleine Abschiedsfeier kommst du nicht herum!«

Wally lächelte zurück, hob die Hand, nickte. »Versteht sich.«

**2** Sie verließen mit der Urlauberjacht des Instituts ihre langjährige Wohnstatt.

Mark hatte zunächst kein Wort verloren, als die Mutter ihm mitteilte, die Institutsleitung hätte sie gebeten zu überlegen, ob sie eine Tätigkeit auf Gunungapi annehmen könnte, man würde sehr viel Wert darauf legen... Wortreich hatte sie erklärt, wie ihr die neue Tätigkeit dort zusagen würde. Und zum nächsten Ersten wäre es schon soweit...

Mark war ans Fenster getreten, hatte lange schweigend hinausgestarrt.

»Wohnen werden wir dort ähnlich wie hier, ich habe Fotos gesehen...«

»Das ist ja sehr wichtig«, hatte Mark dann bitter und traurig zugleich erwidert, ohne sich der Mutter zuzukehren. Mit der Stirn lehnte er am Fensterrahmen.

Wally hatte es einen Stich gegeben, der Zweifel, ob nun dieser Entschluß das

Rechte war, ob sie so Mark wieder ganz für sich gewönne oder — gänzlich verlöre, nagte in einem fort an ihr.

Am meisten aber litt sie darunter, daß er von dieser einschneidenden Veränderung überhaupt nicht mehr sprach und sich offenbar nicht im geringsten für die dortigen Verhältnisse interessierte, es schien ihm völlig gleichgültig zu sein. Trotzdem traf er seine Reisevorbereitungen, hielt sich allerdings in der Freizeit kaum zu Hause auf. Er kam abends spät und ging früh lange vor Unterrichtsbeginn aus der Wohnung. Sie sprachen nur das Nötigste miteinander, nicht unfreundlich, aber Mark blieb zurückhaltend.

Das Schiff legte bereits um vier Uhr morgens ab. Mark stand wie abwesend am Heck. Wally trat zu ihm, wagte nicht, ihn anzusprechen. Die Maschinen ließen die Jacht zittern. Unten quirlte Wasser.

Sie hatten nach dem Ablegemanöver schon einige hundert Meter seewärts zurückgelegt, da erst erblickte Wally die einsame Gestalt vor der noch tiefstehenden Sonne am Pier. In der Kleidung spielte der Seewind...

Mark lehnte an der Reeling und starre hinüber, rührte sich nicht, das Gesicht war

wie eine Maske.

Wally traten Tränen in die Augen. Sie legte ihre Hand auf die des Sohnes, die das Geländer umkrampfte.

Später, als sich undurchsichtiger Dunst zwischen sie und den Hafen geschoben hatte, der Wind Gischt über das tiefliegende Heck trieb, faßte Wally den Sohn um die Schulter und sagte leise: »Komm, Mark...«

Und sie gingen so umfaßt zum Kajütendeck.

Als nach zwei Wochen Seereise die Insel vor ihnen auftauchte, Wally und Mark als einzige mit ihrem Handgepäck auf Deck standen und erwartungsvoll nach vorn blickten, schien die alte Herzlichkeit zwischen ihnen wiederhergestellt. Und Wally hoffte, die neuen Eindrücke, die neue Umgebung, neue Freunde würden bald Marks Wunde vernarbt haben.

Wally sah den Sohn von der Seite her an. Er war wohl noch schmäler geworden. Sein Blick hing an den bewaldeten Hängen der erloschenen Vulkane, an der malerischen Insel, die, je näher sie rückte, mehr und mehr den gesamten Horizont einnahm. Es schien, als sei Mark schon jetzt von der Exotik des Eilandes gefangen. »Warane, Mutter, sagst du, leben hier noch wild?«

Wally nickte glücklich. »Wieder. Es ist rigoros alles verbannt worden, was einst die Natur geschädigt und verschandelt hatte. Nicht die geringste Industrie gibt es — ein paar Institute, Wohnungen, Versorgungsstätten und Unterhaltungslokalitäten, mehr nicht. Zwanzig- bis dreißigtausend Menschen leben hier...«

Die Maschinen der Jacht stoppten. Matrosen machten die Barkasse klar. Deutlich scholl das Tosen der Brandung von Gunungapi herüber.

»Dort oben in den Hängen — siehst du die hellen Flecke? — liegt die Wohnsiedlung.«

Auf Marks erstaunte Bemerkung, sie kenne sich, ohne jemals hier gewesen zu sein, offenbar recht gut aus gab Wally keine Antwort. Sie nahm eilfertig das Gepäck auf und lud es in das Boot, das sie zur Insel bringen würde.

Später, als die Barkasse um eine Landzunge bog, hielt es Mark nicht mehr auf dem Sitz, aufrecht sah er nach vorn. Ein vorgelagertes Riff brach die Wellen, die sich wie wütend auf dieses Hindernis stürzten. Aus der Bucht heraus streckte sich der Landungssteg weit ins Meer. Palmen

wippten im Seewind. Im Schutz der Brücke tummelten sich Menschen mit Brettern auf den noch immer beachtlich hohen Wellen, andere spielten Ball auf dem breiten Sandstrand. Vor einem kräftig blauen Himmel standen plastisch die Vulkankegel. Brächte das ein Maler auf die Leinwand, man würde es für abgeschmackt halten, dachte Mark. Er konnte es nicht erwarten, am neuen Ufer anzulegen.

Erst spät abends in der Wohnung, schon vor dem Einschlafen, dachte Mark sehnsgütig an Li, und es wollte ihn der Jammer überkommen. Wie sehr viel schöner wäre es, erlebten wir Gunungapi miteinander, kosteten die Schönheit der Insel gemeinsam....Ein schönes Erlebnis ist erst dann vollkommen, wenn man es mit einem lieben Menschen teilt...

Aber im Grunde fühlte Mark sich optimistisch gestimmt. Was bedeuten in der heutigen Zeit schon einige tausend Kilometer. Man muß ja nicht mit dem langsam Schiff reisen. Das Eiland wird dreimal wöchentlich angeflogen, hatte er erkundet. In weniger als zwanzig Stunden kann ich bei Li sein oder sie bei mir. Und ich stehe zu meinem Versprechen: Wird die Sehnsucht unerträglich, werden wir ein

Wiedersehen organisieren. Man kann sich auch auf halbem Wege treffen... Gleich morgen schreibe ich Li. Und Mark bedauerte, daß man gewisse Errungenschaften der Zivilisation hier so gründlich abgeschafft hatte. Videofonate waren ausgeschlossen, und telefonieren konnte man nur in dringenden Fällen oder zum dienstlichen Informationsaustausch. Auch das wird uns nicht erschüttern! Mit diesem zuversichtlichen Gedanken schließt Mark ein.

Wally 327 Esch begann ihre neue Tätigkeit mit zwanzig Tagen Urlaub. Und da Mark Ferien hatte, sollte diese Zeit zum Erkunden der Insel genutzt oder faul verbummelt werden. Beiläufig hatte Wally dem Sohn angekündigt, sie wolle auf einer der Touren gern feststellen, ob sich eine frühere Bekannte noch hier befände. Sie hätte vor Jahren in dieser Gegend eine medizinische Tätigkeit aufgenommen. Crini 187 Kuryn wäre eine amüsante Person gewesen.

Mark sog alles Neue in sich auf. Er konnte stundenlang dem Zirpen und Schnarren der tropischen Tiere lauschen oder nistenden Vögeln zusehen, die Einheimischen beim Ernten der Palmenfrüchte ebenso

beobachten wie die geschickten Wellenreiter. Meist abends teilte er in langen Briefen Li seine Eindrücke mit, was Wally zwar mit einigem Unbehagen registrierte, aber sie hütete sich, alte Vorbehalte wieder auszugraben. Es erschien ihr verständlich, daß man sich noch eine Weile aneinander erinnerte, anders hätte sie den Sohn auch nicht erleben wollen...

Wäre nicht all das Neue gewesen, Mark hätte sicher bemerkt, die Suche nach der früheren Bekannten war überflüssig. Wally kannte die medizinische Forschungsstätte, in der jene Crini 187 Kuryn arbeitete, und wußte die Wohnadresse. Mark schöpfte, abgelenkt durch all das Neue, jedoch keinerlei Argwohn. Wally hatte für die Reise ein Auto besorgt, das ein steinalter einheimischer Mann steuern konnte, und diesem bereitete es offenbar Vergnügen, die Neulinge zu kutschieren. Es traf genau Marks Geschmack, und das allein schon machte ihm Mutters Bekannte sympathisch.

Der Elektromotor summte leise, der Fahrtwind spielte in den Haaren. Mark genoß, und Wally, deren Herz bis zum Halse klopfte, ließ sich zeitweise von ihm ablenken. Sie machten sich bald gegenseitig auf allerlei Sehenswertes aufmerksam, das

sich auf ihrem Wege zeigte.

Es hatte den Anschein, als würde sich die Straße um einen der Vulkankegel spiraling winden. Schwand rechtsseitig das Randgebüsch, tat sich ein einmaliges Panorama auf, begrenzt vom gischtumhälkten Ozean...

Nach zweistündiger Berganfahrt bog der Wagen von der Hauptstraße ab und hielt nach einer Rechtskurve vor einem in den Hang hineingebauten flachen Haus mit großer ausladender Terrasse, die in einen verwilderten Garten ragte.

Mit weitgeöffneten Armen stürzte ihnen von dorther eine Frau in einem wehenden Gewand entgegen. Crini 187 Kuryn. Mark erkannte sie nach Mutters Beschreibung sofort. Sie war schlank, hatte ein schmales Gesicht mit großen, weit auseinanderstehenden Augen, dazu gekräuseltes, dunkles Haar.

Die beiden Frauen umarmten, drückten sich, wechselten freudige Worte.

Dann löste sich Crini von Wally, wandte sich Mark zu, faßte ihn an den Schultern, sah ihm aufmerksam ins Gesicht, trat dann einen Schritt zurück, musterte ihn von oben bis unten. »Du bist also Mark«, stellte sie überflüssigerweise fest. »Willkommen,

Junge!« Ihre Stimme hatte einen Unterton, mit dem Mark nichts anzufangen wußte. »Gut siehst du aus.«

»Na ja«, erwiderte Mark, aber er lächelte. Er hob seine Rechte, daß Crini die vier Finger bemerken mußte, deutete auf seine Augen, strich übers schüttete Haar.

Jetzt lächelte Crini vielsagend, hintergründig, und sie winkte ab.

Mark hatte das Gefühl, sie war durch seine Abnormitäten nicht im geringsten überrascht. Sonst zuckte meist den Bruchteil einer Sekunde lang Erschrockenheit über das Gesicht dessen, der Mark zum ersten Mal gegenüberstand. Aber es ist ja möglich, daß sie es gewußt hat, dachte er. Mutter wird es ihr früher einmal mitgeteilt haben...

Crini bestand darauf, daß die Gäste über Nacht blieben, was Wally sofort annahm. Sie vereinbarten mit dem Autobesitzer einen Zeitpunkt, zu dem er Mark und Wally am nächsten Tag wieder abholen würde.

Erst als sie auf der Terrasse Platz genommen hatten, fragte Wally: »Deine Leute, Crini, wo sind sie?« Die Frage klang ein wenig unangemessen aufgereggt, fand Mark.

»Ich erwarte sie jede Minute...« Crini sprach das nachdrücklich, blickte betont auf

Mark, wie abwägend, dann zu Wally. Eine stumme Frage.

Fast unmerklich schüttelte Wally den Kopf.

Mark entging das stille, merkwürdige Einverständnis der beiden Frauen nicht. Er war plötzlich sehr aufmerksam. Er wollte die Mutter durch eine Bemerkung oder Frage jedoch nicht bloßstellen.

Schon nach kurzer Zeit ließ sich Hufschlag vernehmen.

»Sie kommen!« rief Crini. Es klang wie »es geht los« vor einem mit Spannung erwarteten Theaterstück. Sie stand auf, ging ein, zwei Schritte dem Geräusch entgegen, wandte sich dann zu Wally, verharrte.

Mark fühlte sich, zuerst durch das Getue der beiden Frauen und jetzt durch diesen merkwürdig nuancierten Ausruf Crinis, eigenartig erregt.

Um die Einfriedungshecke bog ein braunes Pferd, auf dem lässig ein großer Mann saß, dessen Gesicht, aus dem lediglich Zähne und das Weiß der Augen hervorschimmerten, ein breitkrempiger Hut überschattete.

Dem großen Pferd folgten ein kleines, ein Shetland-Pony, das ein Mädchen von vielleicht fünf Jahren trug, und ein Esel, auf

dem ein ebenso alter Junge saß.

»Unser Besuch ist da!« rief Crini den Ankommenden entgegen.

Mark starnte auf das Mädchen mit dem Pony, das jetzt nahe an ihn heranritt und das Tier knapp vor ihm zügelte — mit Händchen, die vier Finger hatten. Er sah der Kleinen fassungslos ins Gesicht. Ihre Augen lächelten mit goldgeflampter Iris und senkrechtem schwarzem Pupillenschlitz...

Der Junge, der ebenfalls angehalten hatte und ihn mit offenem Gesicht anschaut, hatte große blaue Augen und seine Hand fünf Finger.

Da wies Mark mit beiden Händen auf das Mädchen, drehte sich hilflos halb um, dorthin, wo er die beiden Frauen wußte, und rief: »Mutter...!« Aber noch während er den Ruf ausstieß, begriff er, dieses Kind war für Wally überhaupt nichts Überraschendes, sie hatte von Anfang an davon gewußt, sie hatte das Zusammentreffen natürlich arrangiert. Das merkwürdige Einverständnis zwischen den beiden Frauen, das schnelle Auffinden der Crini 187 Kuryn, der gesamte Wechsel auf diese Insel vielleicht...? Aber angesichts des Kindes war Mark bereit, die Heimlichtuerei zu verzeihen. Wally hat vollendete Tatsachen geschaffen, vielleicht

das beste so.

Wally und Crini hielten sich umfaßt und sahen mit glänzenden Augen herüber. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß sie im Bunde waren, dieses Bild lieferte ihn...

Crini nickte Mark aufmunternd zu. Da reichte er dem Kind die Hand und half ihm vom Pferd.

»Ich kann alleine absteigen«, maulte es ein wenig vorwurfsvoll.

»Ich glaub' es dir«, entgegnete Mark lächelnd. »Aber es muß wohl nicht sein, wenn ich da bin.«

Die Kleine lachte fröhlich. »Komm, ich zeig' dir Lacky!«

»Wer ist Lacky?«

»Na, unser Waran!« Sie faßte Mark an der Hand und zog. Plötzlich stutzte sie, betrachtete diese Hand, wendete sie hin und her und rief dann zu dem Jungen auf dem Esel: »Siehst du, Tommy, du Doofer. Es gibt noch viele solcher Hände. Wie Mutti sagt! Kannst du zählen, vier Finger, ätsch! Und solche Augen hat der auch.«

Der Junge machte erhaben und abwinkend »p!« und rief: »Mutti, wir haben Hunger!«

Crini sagte, zu dem Mädchen gewandt:

»Der heißt Mark, Bea! Der Kaffee wartet auf euch, Tom! Kommt!«

Die Kleine aber zerrte Mark unerbittlich an dem Mann vorbei. Der streckte seine behaarte Rechte vor und sagte: »Hallo, Mark, willkommen!«

Mark erhaschte die Hand, drückte sie flüchtig, lachte und deutete auf Bea, die ihn ungeduldig hinters Haus zog.

Zwei Tage später, abends, schrieb Mark an Li: »... eine wunderbare Duplizität der Ereignisse: Mutter hat mich mit einem Mädchen zusammengeführt, Bea 188 Kuryn, die die gleichen Abnormitäten hat wie ich! Du kannst dir denken, wie mich das überrascht. Ich sehe Deinen erhobenen Zeigefinger: Bea ist fünf Jahre alt! Ja, freilich, Mutter hat es gewußt. Ich glaube, es sollte eine Art Trost für mich sein, zu zeigen, es ergeht anderen ebenso wie mir, und ich bin ein so großer Ausnahmefall nicht.

Bea ist ein liebes Ding. Bislang habe ich nicht gewußt, daß Umgang mit Kindern so viel Freude machen kann. Natürlich — es wird schon eine Rolle spielen, daß sie mir äußerlich so ähnlich ist, das macht sie besonders sympathisch.

Der Gefährte Crinis wird demnächst eine Tätigkeit auf dem Festland übernehmen,

vorübergehend. Wir bemühen uns, wenigstens für den Zeitraum seiner Abwesenheit, Wohnung in der gleichen Siedlung zu nehmen. Diese Crini 187 Kuryn ist ein lustiger Vogel. Sie in der Nähe zu haben könnte amüsant sein.

Aber das Schönste wäre, Li, wenn Du hier sein könntest. Sobald ich weiß, wie es in der neuen Lehranstalt läuft, und ich Fuß gefaßt habe, organisiere ich ein Wiedersehen. Ich sehne mich nach Dir, Li...«

Als Wally diesen Abend zu Bett ging, sah sie unter Marks Tür einen Lichtschimmer. Sie trat leise in sein Zimmer. Der Sohn schlief, hatte seine Schreibtischlampe nicht gelöscht. Voll angestrahlt lag da der unvollendete Brief. Wally überflog ihn... Sie knipste die Lampe aus und ging nachdenklich in ihr Zimmer. Es schmerzte nicht, daß die jungen Leute ein Wiedersehen vorbereiteten. Das hatte noch gute Weile. Nein, Wally kam sich arg hinterhältig, unehrlich und schäbig vor. Sie hatte den Sohn getäuscht. All die Jahre hatte sie mit Crini in Verbindung gestanden, sie sogar einige Male besucht und mit ihr um das Aufwachsen Beas gebangt. Und wie komplikationslos war doch alles verlaufen. Offenbar beginnen die eigentlichen Sorgen

erst jetzt... Wally seufzte. Allzudeutlich erinnerte sie sich ihres Besuches, damals vor sechs Jahren, bei Crini.

Wie wir uns fast gleichzeitig erblickten! Auf der Veranda hatte sie gesessen, kam mir förmlich entgegengeflogen, fiel mir um den Hals. Da wußte ich, sie hatte viel von der alten Crini über die zehn Jahre des Älterwerdens gerettet, der Abriß der Verbindung konnte überhaupt keine tiefere Bedeutung haben. Sie sprudelte über von Fragen, Antworten und Berichten eigenen Erlebens. »... und Bernhard ist neugierig auf Wally Esch, sage ich dir, eine, die solches wagt...« Von der Seite hatte sie mich angesehen, den Kopf gewiegt, als wollte sie sagen: >Na — und in dieser Sache kommst du doch, Wally?< Wie gut sie mich kannte!

Dann wurde mir doch bang, als sie mich ins Haus gezogen, geheimnisvoll geraunt hatte »komm mit!« und wir dann vor dem Inkubator standen, ich den Fötus pulsieren sah. »Unser Mark«, hatte Crini geflüstert. Sicher hatte ich zunächstverständnislos geblickt, so daß sie hinzufügte: »Natürlich einer von uns, Bernhards und mein Sohn...«

Ich hatte genickt, mich um ein erfreutes Gesicht bemüht, aber die Kehle war wie zugeschnürt.

Da ihr Gefährte Bernhard sich auf einer Reise befand, machten wir es uns auf der Terrasse bequem, und sie forderte mich auf zu erzählen...

Sie saß im Schaukelstuhl, hielt die Augen geschlossen, stieß sich mit der Zehenspitze rhythmisch ab. Sie strahlte noch immer jene jugendliche Frische von damals aus, schien aber wesentlich fraulicher, reifer....

Als ich schwieg, schaute sie mich einen Augenblick an, hob den Kopf ein wenig, schaukelte weiter....

»Ich...«, hatte ich erneut begonnen, sicher ohne verbergen zu können, daß es mir schwerfiel.

Da hörte Crini auf zu schaukeln, sah mich direkt an und sagte rundheraus: »Wally, ich freue mich riesig, dich wiederzusehen — und nicht nur wegen unseres gemeinsamen Erlebens. Und ich bin von ganzem Herzen froh, daß sich...«, hier hatte sie gezögert! »... dein Sohn prächtig entwickelt. Aber um mir das zu berichten, bist du nicht um den halben Erdball gereist, nachdem du vorher hundert Registrierstellen bemüht hattest, um mich aufzuspüren. Also — worum geht es dir wirklich? Um Mark?«

Ich konnte nur noch nicken. »Um Mark«, hatte ich wiederholt und schwieg mit einem

Seufzer, weil mir der Inkubator wieder in den Sinn gekommen war.

»Etwas Schlimmes?«

»Nein, eine Bitte, Crini, eine dringende allerdings. Aber ich weiß nicht, ob ich sie — nach allem, was ich sehe — noch vorbringen, dich damit belasten darf...«

»Quatsch, Wally, großer Quatsch!« Sie schüttelte mißbilligend den Kopf, goß einen Wermut ein und ließ die Eisstückchen plumpsen, daß es spritzte.

»Mark ist jetzt elf Jahre...« Ich hatte versucht, das bedeutungsvoll zu sagen.

Sie unterbrach: »Meine Mathematikkenntnisse sind zwar nicht übertrieben gut, aber das hätte ich noch rausbekommen.« Ihr Lachen lockerte die Atmosphäre endgültig auf.

»In zehn, spätestens fünfzehn Jahren wird er sich nach einer Gefährtin umtun...«

Crini merkte auf. »Ja, so geht die Entwicklung wohl auch dort.« Sie betrachtete erneut das Foto von Mark.

»Ja, so geht wohl die Entwicklung auch dort. Ich fürchte das und — ich wünsche es natürlich.« Eine Weile schwieg Crini. Ihre Gedanken hatten eine weite Reise angetreten, in die südamerikanischen Urwälder. Dann sah sie mich an und fragte

unvermittelt: »Wie alt bist du, Wally?« »Zu alt, Crini, zu alt. Und außerdem: Vor den Leuten wäre es so etwas wie seine Schwester.«

»Und das Gut — lebt?«

»Ja, es lebt.«

»Warum zum Teufel scheust du die Öffentlichkeit? Du hast den Beweis erbracht.«

Ich schüttelte langsam, aber nachdrücklich den Kopf. Der Beweis. Nichts hatte ich beweisen wollen! Nichts! An etwas ganz anderes hatte ich geglaubt. Doch das war ein Irrtum, ein unverzeihlich großer Irrtum. Sollte ich das Crini eingestehen? Nein. »Soll ich die Öffentlichkeit auf Mark loslassen? Nein! Ich müßte ihn einweihen. Mit seinen elf Jahren würde er das nicht verstehen. Und ein Leben lang würde er ein Gezeichneter bleiben, eine Art Kalb mit zwei Köpfen, von allen bestaunt und von vielen betatscht. Nein, Crini, nein!«

Ich stand auf, trat an das Geländer der Terrasse. Ich mußte ihr Zeit lassen.

»Und wenn ich nein sage?«

Ruckartig drehte ich mich um, schaute sie an, lange und sicher traurig. »Das würde alles sehr komplizieren. Ich müßte eine andere Frau suchen... eine Crini von

damals... mit Mut zum Risiko...«

»Auf einer echten Schwangerschaft würdest du bestehen...« Der Satz klang eher wie eine Feststellung denn eine Frage.

»Ja, kein Fehlschlag, Crini. Wir wissen nicht, weshalb dein Fötus damals abgestorben ist. Und ich möchte auch nicht mehr Zeit verlieren...«

»Ja, ja...« Es klang zerstreut, als seien ihre Gedanken anderwärts. Doch dann war sie wieder anwesend. »Und wie, meinst du, könnte es später einmal weitergehen? Du schiebst doch das Problem nur vor dir her, Wally!«

»Nein! Ja...« Da begann ich zu heulen. Crini trat zu mir, zog mich an sich. Ich hatte das Gefühl, es würde alles gut werden.

»Leicht machst du es dir nicht — und mir auch nicht...«

»Natürlich muß Mark eines Tages über seine Herkunft informiert werden, wenn er älter ist. Dann könnte man die beiden zusammenführen. Sie trügen es gemeinsam leichter... Und es erhielte die Art...« Ich sagte es eifrig.

»Das sind Wunschträume!« Crini setzte sich auf die Lehne des Schaukelstuhls und wippte heftig.

»Wenn sie erwachsen sind,

Persönlichkeiten, reif, können sie es selbst entscheiden. Doch solange wir ihnen helfen können, sollten wir das tun...«

Mit meinem Eifer wollte ich meine Unsicherheit überspielen. Ja, Crini hatte recht, ich träumte, und die Realität war anders. Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht. Vielleicht stimmte, einmal wenigstens, mein Traum mit der Realität überein? Das war vor sechs Jahren.

Wally strich sich über die Augen. Nun waren wir hier bei Crini, bei Bea... Und drüben lag ein sehnsgütiger Liebesbrief. Wally wurde sich abermals schmerzlich bewußt, es durfte nicht mehr lange dauern, bis Mark die Wahrheit erfuhr. Aber sie hätte gewollt, er würde wenigstens die allgemeine Ausbildung bis dahin abgeschlossen haben. Noch drei Jahre. Und wenn er doch von Li nicht ließ? Es tat ihr um das Mädchen leid. Auch für sie trug Wally Verantwortung.

Verantwortung, Verantwortung! Immer wieder... konnte man nicht wenigstens eine kurze Spanne, einige Jahre für sich leben? Mußte es stets etwas geben, das einen in diese verdammte Verantwortung zwang, auf die man Rücksicht zu nehmen hatte? Machte das das menschliche Dasein aus?

Und trotzdem fühlte Wally sich glücklich,

daß Mark sich gut mit Bea verstand. In den letzten beiden Tagen hatten sie miteinander herumgetollt, waren sie geritten, wobei sich Mark, der zum ersten Mal auf einem Pferd saß, zu Beas Gaudi recht ungeschickt anstellte, schwammen im nahe gelegenen Kratersee, und abends erzählte Mark ihr am Bett Geschichten.

Wally war Crini unendlich dankbar, daß sie damals, nach längerem Zögern, zugestimmt hatte. Vielleicht hatte sogar Bernhard den Ausschlag gegeben, zumal sie in jener Zeit mit dem Gedanken spielten, ein zweites Kind haben zu wollen, allerdings nicht über eine Schwangerschaft Crinis... Bernhard war es dann auch, der viel von der Vorbereitung übernahm und Crini, während sie das Kind austrug, sehr unterstützte. Wally hingegen verbrachte zu Hause unruhige Wochen und Monate, strapazierte oft das dienstliche Telefon. Und es war einer der glücklichsten Augenblicke in ihrem Leben, als sie vom guten Verlauf der Geburt, vor allem aber erfuhr, das Kind war ein Mädchen und wohlauf. Wally sprach damals direkt mit dem Arzt der Klinik, der ihr auf ihr Drängen zögernd mitteilte, leider wären eine kleine — oder eigentlich zwei — Fehlbildungen zu bedauern. Das Kind habe

jeweils nur vier Finger und Zehen und eigenartige Augen...

Hätte er Wallys Schmunzeln bemerkt, wäre er sicher sehr verwundert gewesen.

Wally stellte sich vor, wie es sein könnte, wenn sie nach Crinis Vorschlag demnächst unten an der Küste gemeinsam ein Haus bewohnten, wenn in einem Jahr Mark Bea mit zur Schule nähme....

Man würde sie für Geschwister halten!

Aber sie sind keine Geschwister!

**3** Die Schule und die neue Arbeit ließen Mark und Wally in den ersten Monaten nicht viel freie Zeit, Man war in der hiesigen Lehranstalt im Plan etwas weiter — kein Wunder, wenn auf die Klasse nur zehn bis zwölf Schüler kamen -, und Mark mußte ein wenig fleißiger sein als sonst, um Fehlendes nachzuholen. Schwierigkeiten hatte er nicht, auch nicht, was das Verhältnis zu den Mitschülern betraf. In Marks Klasse lernten — über die Hälfte der Kameraden — Mischlinge vieler Schattierungen. Negroide Einflüsse ließen sich ebenso nachweisen wie solche aus dem ostasiatischen Raum. Und natürlich unterschieden sich die Einheimischen von den Zugewanderten. Ferner gab es in der Klasse zwei Schüler mit

angeborenen Fehlern. Die Kameraden hatten schnell Marks Qualitäten erkannt und begannen alsbald auch hier, sie auf gutmütige Art ordentlich auszunutzen. Mark dagegen guckte sich das Reiten auf Wellenbrettern ab, das Fischestechen, beteiligte sich lebhaft an abendlichen Katamaranfahrten, bei denen — als ein Überbleibsel des Touristenbooms — Lieder mit anspruchslosen Texten und einschmeichelnden Melodien gesungen wurden, die bei glutrot untergehender Sonne, lauem Wind, Palmwedelgeflüster und dem Rhythmus der ewigen Brandung eigenartige Stimmungen heraufbeschworen, denen sich die jungen Leute hingaben und die natürlich auch Mark nicht unbeeinflußt ließen. Aber stets bei solcher Gelegenheit überkam ihn wenigstens sekundenlang die Sehnsucht nach Li... Und die Angewohnheit, ihr fast täglich zu schreiben, wurde ihm lieb, zum Bedürfnis. Er meinte, dieses Zwiegespräch, diesen Dialog zu brauchen, wenn es auch ein Dialog mit um zehn Tage versetzten Fragen und Antworten war. Ein Wiedersehen allerdings hatten sie erst für die nächsten Ferien vorgesehen. Dieses Getrenntsein von Li versetzte Mark jedoch keineswegs in eine traurige oder

lustlose Grundstimmung. Da gab es ein dunkelhäutiges und funkeläugiges einheimisches Mädchen in der Klasse, dem er gefiel, und auch er fand es mehr als nur sympathisch. Mit dieser Paola, mit Gregor und Daggy bildete er eine Gruppe, die nicht nur miteinander Mathematikaufgaben löste, sondern, von Paola geführt, die Insel gründlich durchstreifte. Paola wußte um viele Winkel, die die Zugereisten allein vielleicht nicht oder nur durch Zufall aufgespürt haben würden. Sie wußte von historischen Kultstätten allerlei Gruseliges zu erzählen, so daß solche Abende auf Wochenendtrips bei kleinem Lagerfeuer und selbstgefangenem Fisch am Spieß mit zu Marks eindrucksvollsten Erlebnissen wurden. Auch Wally hatte anfänglich zu tun, sich in die jetzige Tätigkeit hineinzuqualifizieren. Im Grunde hatte die neue Arbeit mit der alten viel gemeinsam. Es galt auch hier zu mikroskopieren: Proben aus der nahe gelegenen Meerwasserenterzungsanlage, dazu kamen eine Qualitätskontrolle spezieller Legierungen, und einen Analysecomputer mußte sie bedienen lernen. Das Institut, aus einem Rekultivierungsstützpunkt hervorgegangen, besaß nur einen kleinen

Stamm ausgebildeter Leute; denn einfach war es nicht, für diesen Winkel der Erde, trotz bester Arbeits- und Wohnbedingungen, geschultes Personal zu gewinnen. Deshalb wurde Wallys Entschluß begrüßt. Sehr schnell fand sie Kontakt zu den neuen Kollegen, man respektierte ihre Erfahrung und große Arbeitsroutine. Oft wurde sie eingeladen, und es wurden mehr als Höflichkeitsbesuche.

Der Umzug auf die Insel stellte sich insgesamt offenbar nicht als falsch heraus. Mark entwickelte sich prächtig. Und wenn auch die Beziehung zu Li weiter bestand, beruhigte Wally die räumliche Trennung der beiden doch sehr. Sie bemerkte mit Genugtuung, wie innig sich Mark und die kleine Bea verstanden. Crini, die den Wohnungswechsel vorbereitete, kam wenigstens einmal in der Woche an die Küste und brachte stets die Tochter mit, die dann Mark voll beschäftigte, was dieser sich auch sehr gern gefallen ließ. Es schien, als erfüllte sich Wallys heimlicher Wunsch ganz von allein.

Wally ging also guter Dinge daran, Mobiliar und Hausrat auszuwählen. Sie hatte ein neues Haus bekommen, das sie selbst einrichten konnte, ein Vergnügen, um

das sie bisher gekommen war, stets hatte sie möblierte Wohnungen bezogen und, im Eifer der Arbeit oder weil sie zu träge war, auf eine Neueinrichtung verzichtet.

Das Haus stand hundert Meter über den Klippen, ähnlich wie jenes, das Crini vordem bewohnt hatte, war in den Hang hineingebaut, besaß zwei voneinander getrennte Wohntrakte, vor denen sich eine gemeinsame teilüberdachte Terrasse befand. Wally lief zehn Minuten zum Institut, Mark und Bea hatten es ebensoweit zur Schule. Crini wurde wie vordem mit einem Luftbus abgeholt.

Eine Zeit der denkbar besten Harmonie durchlebten die sechs Menschen. Bernhard besuchte die Seinen alle drei Wochen für einige Tage. Oft fuhren sie dann gemeinsam in die Berge, wanderten, hantierten im Haus oder entspannten sich. Seltener besuchten sie Nachbarinseln oder das Festland. Auf der Insel gab es Zerstreuung genug: ein Theater, das vom Festland aus regelmäßig durch ein gutes Ensemble bespielt wurde, Bars mit echten Tanzbands und ein Live-Illustrium, selbstverständlich eine große Bibliothek und einen Tiergarten, dazu viele Zirkel der künstlerischen Selbstbetätigung. Fast alle Sportarten konnte man betreiben...

Die Zugereisten bekamen nun auch einen Einblick in Crinis Tätigkeit: Sie hatte sich als Genoperatuse eine Namen gemacht. Ihr Institut lag auf einer winzigen, vorgelagerten Insel, einem abgeflachten, einzeln stehenden Vulkankegel. So war es einfach, die strengen Sicherheitsbestimmungen durchzusetzen. Man flog die Mitarbeiter direkt in die Sperrzone ein. Crini schimpfte mächtig über die Torturen, die Säuberungen, die sie beim Verlassen der Arbeitsstätte täglich über sich ergehen lassen mußte, aber sie maulte unernst, denn selbstverständlich sah sie die Notwendigkeit solcher Maßnahmen ein. Die dort gezüchteten neuen Mikrolebewesen sollten für die Menschen nützlich arbeiten, doch bevor sie das durften, mußte man sichergehen, daß sie nur das taten...

**4** Für seine letzten Ferien wünschte Mark sich eine Europareise. Er wollte Kulturstätten besuchen, in denen große Europäer gewirkt hatten, wollte Baudenkmäler und Landschaften erleben. Einen Teil der Ferien in den Vorjahren hatte Mark mit Li verbringen können. Sie hatten sich stets auf halbem Wege getroffen, weil Wally diese Wiedersehen nicht auf der Insel

stattfinden lassen wollte, nicht, weil es sie bedrückte, daß sich der Sohn in dieser Zeit gänzlich von ihr abwandte. Sie dachte mehr an Bea. Zweimal trafen sie sich nahe bei Tokio, genossen die freundliche Geschäftigkeit der Japaner, bewunderten die Genialität ihres Bauens. Stundenlang konnten sie Hand in Hand schlendern, schauen, sich wortlos unterhalten. Schmerzlich gestalteten sich stets die Abschiede, zumal Lis Eltern es ihr immer schwerer machten, sich mit Mark zu treffen. Sie versuchten, die beiden voneinander abzubringen, Marks Herkunft sei ungewiß, weil er ohne Vaterschaft registriert sei, etwas höchst Ungewöhnliches in der heutigen Zeit. Und dann sein vom Normalen abweichendes Äußeres... Li stand zu Mark, obwohl die ständigen Vorhaltungen zermürbten, nicht froh machten.

Wally legte die Tour für die Europareise fest. Sie führte über Madrid, Rom, Paris nach London, von dort nach Berlin, Prag, Wien — ihre alte Wirkungsstätte -, nach Budapest, Bukarest und Moskau. Wenn es die Zeit zuließ, sollte ein Abstecher nach Leningrad und Stockholm die Reise abrunden. Die Reihenfolge allerdings würden die jeweils günstigsten

Reisebedingungen bestimmen, sie wollten nicht von Stadt zu Stadt hetzen, sondern sich erholen, verweilen, wo sie es als besonders schon empfanden.

Wally hatte die Reise gut vorbereitet. Trotz des Touristenstroms gab es keine Quartier- oder Transportsorgen. Allgemeinen Führungen schlossen sie sich kaum an. Mark, sehr gut eingestimmt und viel Angelesenes im Gedächtnis, gefiel es ausgezeichnet. Wally, die seinerzeit eine ähnliche Reise mit Dirk, ihrem Gefährten, unternommen hatte, erinnerte sich an vieles. Mitunter schmerzten diese Reminiszenzen, dann vor allem, wenn sich an sie besonders schönes Erleben band. Einige Male begann sie etwas zu erläutern mit den Worten: »... hier hat Dirk...«, und für Augenblicke fühlte sie sich zurückversetzt in die Jugend. Wenn sie dann abbrach und minutenlang wie abwesend schwieg ließ Mark sie ungestört. Er glaubte, ihr nachfühlen zu können, empfand mit ihr, dachte an den ihm Unbekannten, der seiner Mutter so nahe gestanden hatte, ein Mann, der in Marks Kinderträumen, in seiner Vorstellung, ein Held war, von der Mutter so gezeichnet, der für die Anreicherung menschlichen Wissens sein Leben gelassen hatte, selbstlos, im

Grunde namenlos...

Und Mark dachte in solchen Augenblicken an Li, verglich, überlegte, wie er oder sie sich in ähnlichen Situationen wohl verhalten würden.

Je näher sie auf ihrer Route Wien kamen, desto mehr verlor sich Wally in solchen Erinnerungen. Sie versuchte dieses Aufbrechen der alten Narbe mit Gewalt zu unterdrücken. Mark beobachtete das aufmerksam. Und wenn er spürte, sie kämpfte gegen allzu Schmerzliches, nahm er ihre Hand oder umfaßte ihre Schultern. Sie standen sich wieder nah wie selten.

Mark schlug dann auch vor, behutsam und zu einem Zeitpunkt, als sie beide in froher Stimmung waren, Wien aus dem Programm herauszulassen. Wally lehnte nachdrücklich ab, strich sich übers Haar und sagte: »Es ist lieb von dir, Mark, aber es gibt Schmerzen, die man herbeiwünscht, nach denen man sich sehnt.« Und dann scherzte sie: »Es ist wie das Fädenziehen als letztes vor dem endgültigen Verheilen einer Wunde.«

Wien machte auf Mark einen tiefen Eindruck. Wally hatte ihm von den Österreichern erzählt, von ihrem Hang zur Fröhlichkeit, von ihrer gemütlichen

Muttersprache. Und er empfand so in Wien. Er konnte lange den Leuten zuhören, die sich in der Landessprache unterhielten, brachte Stunden im Stephansdom zu und im Hoftheater, der Wiege vieler klassischer Werke und Heimstatt ihrer berühmten Schöpfer.

Das Institut wollte Wally nicht besuchen. Sicher gab es dort noch den einen oder anderen Bekannten aus ihrer früheren Tätigkeit. Aber von solchen Begegnungen hielt sie nicht viel. Jeder hat sein Leben bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt gelebt, alte Kontakte sind gelöst, manch ein Zug aus der Jugend, den man an jemandem wiederentdeckt, wirkt auf einmal albern und merkwürdig...

Sie setzten sich auf eine Bank am Hang des kleinen, über dem Institut gelegenen Hügels, von dem aus sie das Gelände überschauen konnten, und Wally begann, dem Sohn zu erklären, was in dieser Einrichtung alles zur Planetenforschung getan wurde. Und sie zeigte ihm natürlich auch die Fenster, hinter denen sie und Dirk gearbeitet hatten, bis zu dem Zeitpunkt, zu dem Dirk Mitglied jener Expedition wurde...

Eine Weile saßen sie dann versonnen. Später stellte Mark Fragen, die Wally

beantwortete. Sie wies mit den Händen nach unten, beschrieb und zeigte. Sie achteten nicht auf die wenigen Spaziergänger, die an ihnen vorbeiliefen. Sie bemerkten daher auch nicht die Frau, die zunächst an ihnen vorbeigegangen, dann aber stehengeblieben war und mit allen Anzeichen heftiger Aufmerksamkeit zu ihnen herübersah. Dann, als sei sie sich ihrer Sache sicher, näherte sie sich forsch der Bank, blieb seitlich davor stehen und fragte zögernd: »Wally?«

Wally fuhr herum. Anzeichen des Erkennens gingen über ihr Gesicht, zunächst freudig, die sich jedoch wie in einer Enttäuschung, einem Schreck gar, verloren. Tiefe Röte stieg ihr in die Wangen. »Maud«, sagte sie leise, es klang wie ein Seufzer; und sie biß sich auf die Lippen.

Plötzlich wurde das Gesicht der anderen hölzern. Sie kniff die Augen zusammen, als sei sie kurzsichtig. Ihr Blick hatte Mark erfaßt.

Wally sprang förmlich auf und trat Maud einen Schritt entgegen. »Das ist Mark, mein Sohn«, sagte sie unangemessen scharf, und sie stellte sich zwischen die Frau und den Jungen.

Mark folgte der Szene mit einigem

Erstaunen. Er sah die Erregung seiner Mutter, ihr hochrotes Gesicht, die bebenden Lippen. Instinktiv fühlte er Gefahr. Diese Frau wollte in irgendeiner Weise der Mutter übel. Die Röte aus Wallys Gesicht wich, sie zwang sich zur Ruhe, streckte den Arm vor, um den Sohn, der sich zwischen sie und diese Frau schieben wollte, zurückzuhalten. »Das ist Maud dreihundertsechsundvierzig Chladkov, eine Bekannte, eine Arbeitskollegin von damals... Setz dich, Maud.« Sie versuchte ein Lächeln. »Das ist eine Überraschung. Ein Zufall...« Unsicherheit schwang in ihren Worten.

Sie nahmen Platz. Die Chladkov saß, von Wally beabsichtigt, nicht neben Mark. Dennoch starre sie, vornübergebeugt, eine peinlich lange Zeit den Jungen an. »Das also ist dein Sohn«, sagte sie dann ohne besondere Betonung und mit undurchdringlichem Gesicht. Und sie blickte von Mark auf Wally. »Ein — hübscher Junge.«

»Wie geht es dir, Maud«, fragte Wally, sichtlich bemüht, ein, neutrales Gespräch in Gang zu bringen. »Du bist also noch in Wien...«

Mark ließ sich nicht täuschen. Zwischen diesen beiden Frauen bestand etwas, von

dem er nichts wußte. Nie hatte Mutter von dieser Bekannten gesprochen. Welche Rolle spielte sie? Eine für Mutter unerfreuliche, das schien gewiß. Nun, man traf im Leben sicher viele solcher unangenehmen Menschen, mit denen man auskommen mußte, die man aber vergaß, wenn man mit ihnen nichts mehr zu tun hatte. Maud war offenbar ein solcher Mensch. Und dennoch war Wally sofort peinlich berührt worden! Fürchtete sie diese Maud? Mark gab seine Igelhaltung nicht auf. Er beobachtete aufmerksam beider Frauen Gesichter auch während des harmlos erscheinenden Gesprächs, das sich zögernd entspann.

»Es geht«, antwortete Maud. »Man wird älter, Wally...« Sie lächelte wie abwesend. »Ich bin wieder in Wien, seit Jahren...«

Eigentlich hat sie kein böses Gesicht, dachte Mark. Sie wirkt betagter als Mutter, aber das mag an den tiefen Stirnfalten liegen. Ein schmaler Mund, kleine graublaue Augen mit dichten Brauen darüber schienen Mark auf Strenge zu deuten. Den Eindruck verstärkte das lange, ein wenig gekräuselte blonde Haar, das sie in einem Nackenknoten trug. Das weite, faltenreiche Gewand ließ dennoch auf einen großen knochigen Körper ohne überflüssige Polster

schließen. Beinahe wider seinen Willen konstatierte Mark: Ein Mensch, zu dem man Vertrauen fassen, auf dessen Zusage man sich wohl voll verlassen könnte, der aber ebenso konsequent seine Meinung zu vertreten wußte, demzufolge ein hartnäckiger Kontrahent sein mochte. Ein Gegner von Mutter? Warum?

»Ich hätte dich nicht hier vermutet...«, bemerkte Wally bereits gefaßter.

»Seit fünf Jahren arbeite ich — wieder am Institut. Mit einem Arzt zusammen. Du wirst ihn nicht kennen, er hat — nach euch angefangen. Und du — bist du... allein geblieben?« Sie sprach langsam, mit Pausen, so, als überlege sie genau, was sie sagte. In unnatürlicher Haltung musterte sie dabei die beiden.

»Ja. Ich habe Mark.« Wieder schwang Trotz mit. Wally legte dem Sohn die Hand auf den Arm, straffte sich mit abweisendem Gesicht.

Und erneut musterte Maud Mark. »So hätte ich mir deinen Sohn nicht vorgestellt«, bemerkte sie vieldeutig. »Wie ein Wunder ist das...«

Es schien, als wollte Wally erneut aufbegehren. Da setzte Maud hinzu, und sie lächelte dabei: »In gewisser Weise ist er

euch — ähnlich...«

»Auf welchem Teilgebiet arbeitet ihr«, fragte Wally, mit der deutlichen Absicht, das Thema zu wechseln.

»Nach wie vor an meinem Steckenpferd, dem Winterschlaf des Menschen.«

»Was ist noch offen? Ich habe ihn selbst probiert. Gibt es Fortschritte?« Wally fragte eifrig, offenbar dankbar, daß das Gespräch eine andere Wende nahm.

Maud zuckte mit den Schultern. »Schon. Der eigentliche Nachweis, zum Beispiel für vollautomatische Langzeitreisen, fehlt noch immer. Du weißt ja, wie das ist, sie sind übervorsichtig geworden seit damals.«

»Wieso?« fragte Wally hellhörig. »Was hat das mit — damals zu tun?«

»Sie meinen — aber das weißt du doch — Erik hätte damals auf der Heimreise der >Lux< einen Großversuch... Eigenmächtig...« Sie brach ab, als hätte sie zuviel gesagt.

»Das weiß ich nicht!« rief Wally. Sie saß kerzengerade, der Chladkov zugewandt.

Einen Augenblick überlegte Maud. »Kann schon sein«, sagte sie dann zögernd und einlenkend. »Es ist, glaube ich, erst einige Jahre her, daß irgend so ein Neunmalkluger diese Idee in die Welt setzte. Ich persönlich

glaube natürlich nicht daran. Erik hatte zwar vor dem Abflug davon gesprochen... Aber er hätte so etwas lang und breit ins Bordbuch eingetragen, schon um sich der Nachwelt zu erhalten...«

»Er hätte, aber du weißt, was davon übrig ist«, erwiderte Wally erregt. »Und sie lagen im Tiefschlaf, als wir... als ich sie fand. Daran gibt es keinen Zweifel.«

Mark wußte nur, es ging um die Strandung des Raumschiffes, zu dessen Besatzung Dirk 212 Sonen, der Gefährte Wallys, und offenbar auch jener Erik gehört hatte, von dem Maud sprach.

Maud zuckte mit den Schultern, bagatellisierte offenbar. »Was soll's. Zum Leben erweckt das Mutmaßen keinen mehr, und unsere Arbeit hält es auf.«

»Man möchte doch gern Gewißheit...« Wally sprach es wie zu sich selbst, faßte sich dann, richtete sich auf. »Es war schön, dich getroffen zu haben. Wir müssen jetzt...«, sagte sie leicht. »Touristen haben wenig Zeit...«

»Wo wohnt ihr?«

»Im Praterhotel.« Wally faßte nach der Hand des Sohnes.

»Hast du eine Viertelstunde Zeit heute abend? Sagen wir, gegen zwanzig Uhr? Ich

müßte dich dringend sprechen.« Sie sagte es zwingend mit einem Blick auf Mark. Wally schien verunsichert. »Wir sind wirklich angespannt...«, sagte sie abweisend mit undurchdringlicher Miene.

»Wally!« Es klang beschwörend. »Es ist zwar ein Zufall, daß wir uns getroffen haben. Aber da du mich damals einbezogen hast, habe ich ein Recht auf Information und darauf, meine Meinung zu sagen. Ich möchte jetzt«, sie warf einen Blick auf Mark und hob die Stimme, »nicht deutlicher werden.«

»Also gut.« Ärger stand in Wallys Gesicht. Sie biß sich auf die Lippen. »Ich erwarte dich in der Halle, gegen zwanzig Uhr.«

Auf dem Weg ins Hotel gab sich Wally zunächst einsilbig, als ob sie fürchtete, Mark könne in sie dringen, dann begann sie alles, was an ihrem Weg lag, ausführlich zu erläutern, machte Mark auf Kirchen und allerlei Stätten aufmerksam.

Mit einem Satz erwähnte sie, es sollte nebenbei und obenhin klingen: »Maud war schon immer unbequem in ihrer brüskierenden Art. Sie hat nicht viel Freunde. Wer weiß, was sie wieder vorhat. Soll sie ihren Willen haben, es wird nicht lange dauern...« Sie ließ es damit

bewenden, fuhr fort, zu zeigen, zu erklären. Mark fühlte zum ersten Mal, die Mutter belog ihn, aber er fragte nicht. Sie wird von sich aus reden, wußte er, wenn sie mit sich selbst im reinen ist. Sie aßen zu Abend. Und wenig vor der verabredeten Zeit verabschiedete sich Mark zu einem Stadtbummel. Als Wally in die Halle trat, wurde sie bereits von Maud 146 Chladkov erwartet...

**5** Tags darauf setzten sie die Reise wie geplant fort. Aber noch immer nicht, auch nicht im Luftschiff, wo gute Gelegenheit dazu gewesen wäre, informierte Wally von ihrem Gespräch mit Maud, sie erwähnte diese merkwürdige Zusammenkunft nur mit einem lapidaren Satz. Es sei eine alte Geschichte gewesen, aber sie, Wally, hätte dazu nichts sagen können.

Mark fühlte eine eigenartige Spannung in sich, spürte instinktiv, dieser Affront der beiden Frauen hatte mit ihm zu tun. Zum ersten Mal in all den Jahren war er sich eigentlich sicher, in der Vergangenheit, vermutlich zusammenhängend mit dem verunglückten Vater, mit Crini und ganz gewiß mit dieser Maud, gab es ein

Geheimnis, das offensichtlich von wenigen Leuten furchtsam behütet wurde. Die Versetzung der Mutter auf diese Insel, der »Zufall« Crini und vor allem Bea, die ihm so ähnelte, waren wohl Ergebnis durchdachten Handelns. Und es machte ihn traurig, weil es so aussah, als besäße er nicht das Vertrauen der Mutter. Wegen Li konnte sie nicht gekränkt sein. Nein, es mußte in der Vergangenheit wurzeln! Mark wurde sich mit einemmal bewußt, wie isoliert sie im Vergleich mit anderen gelebt hatten. Er litt nicht darunter, auch jetzt nicht, da er zu dieser Erkenntnis gelangte. Er hatte nie etwas vermißt, hatte andere, die mit ihren Ferienerlebnissen prahlten, nie beneidet. Aber warum war das so? Warum hatte die Mutter sich zurückgehalten? Es war nicht der Verlust des Gefährten, der sie weitabgewandt gemacht hatte, ich war der Grund!

Warum sprach sie nicht mit mir?

Mark betrachtete die Mutter. Sie hielt die Augen geschlossen, aber sie schlief nicht.

Wie abgespannt sie war, von heute auf morgen! Bis zu jenem Treffen mit dieser Maud war sie trotz manch schmerzlicher Erinnerung aufgelebt, förmlich aufgeblüht, als kehrte die Jugend, die ihr aus jeder

Gasse, jedem Winkel entgegenlachte, wieder. Und nun das! Sich einem anderen mitzuteilen half viel. Warum nur tat sie es nicht? Er spürte Trotz in sich und Bitterkeit.

Wally ahnte den Zustand, in dem sich der Sohn befand. Sie hatte mehr als einmal seinen forschenden Blick aufgefangen. Es war ihr gewiß, sie würde handeln müssen, in den nächsten Stunden schon. Und obwohl sie lange gewußt hatte, dieser Tag kam unerbittlich, fühlte sie sich nun hilflos und überrumpelt, fand den Faden nicht, von dem aus sie verständlich und behutsam das Vergangene aufrollen konnte. Sie, Wally, hatte damals nach dem Gefühl entschieden, wo nach dem Verstand hätte entschieden werden müssen. Das hatte ihr Maud vorgeworfen. Nach sachlichem Entschluß, bei rein wissenschaftlichen Motiven würde es Mark nicht geben. Würde Mark sie auch so hart verurteilen wie Maud? Selbst wenn er das nicht tätte, würde er nicht an der Wucht dessen, was ihm über seine Entstehung gesagt werden mußte, zerbrechen? Niemals zuvor hatte ein Mensch so etwas aushalten müssen. Würde es Mark? Würde es Bea?

Es war für Wally all die Jahre schwer gewesen, diese ungeheure Verantwortung

zu tragen, und es war von Jahr zu Jahr schwerer geworden. Vielleicht verwirklichte sich ihr Wunsch, der, seit es Bea gab, überhaupt erst real geworden war. Aber wenn nicht?

Alles hing ab von der Reaktion des Jungen...

Wally blickte zu Mark. Er saß halb vorgebeugt und schaute aus dem Fenster. Das Schiff folgte im Niedrigflug dem Lauf der Donau. Weiße Boote fuhren stromauf und stromab, Menschen winkten herauf. Er ist kein Junge mehr, dachte Wally. Er war nie ein Junge, nur manchmal. Schade eigentlich... Stets zeigte er sich verständiger, reifer als seine Altersgenossen, hatte das Stadium zwischen Kind und Erwachsenem gleichsam übersprungen. Da gab es nicht diese Unausgeglichenheit, das Unausstehliche, das andere Eltern von ihren Halbwüchsigen zu berichten wußten, die Sucht, von der Umwelt akzeptiert zu werden, und den Hang, Kindliches nicht zu lassen... Oh, Mark! Wieder seufzte Wally.

Mark kehrte ihr das Gesicht zu, und in beider Augen war es wieder da, dieses Verstehen, das über Jahre lange Dispute überflüssig machen konnte.

»Mark«, sagte die Mutter in einem plötzlichen Entschluß, und sie legte ihm die Hand auf die seine. »Wir lassen uns die Reise nicht verderben, ja? Sobald wir zu Hause sind, erfährst du von mir, wie das zusammenhängt, wer diese Maud ist und — eben alles. Weißt du, es gibt in meiner Mottenkiste Filme und Fotos, andere Erinnerungsstücke, sie würden es mir erleichtern...« Sie blickte ihn unverwandt an, und es schien, als schwämmen ihre Augen in ein wenig zuviel Wasser.

»Einverstanden?«

Mark nickte, legte seine Hand auf die ihre.

»Einverstanden«, sagte er.

Sie machten, wie sie sich vorgenommen hatten, Station in Budapest, trieben, meist abseits vom Touristenstrom, durch Stätten, die, sorgfältig restauriert, von Vergangenem zeugten. Er bewunderte die Kunstfertigkeit alter Meister, die mit ihren Augen, ihrem Verstand und ihren Händen das von Millionen Menschen Bestaunte schufen, ohne Computer und Preßlufthammer und ohne gesicherten Auftrag oft... Wally und Mark machten sich meist am frühen Vormittag auf, wenn andere noch schliefen oder in ihrer großen Herde frühstückten. Sie genossen einen Sonnenaufgang über der

Donau von der Fischerbastei aus; »neckisches Eckchen« und »Zuckerbäckerei«, wie Wally witzelte, ohne eigentlichen historischen Wert, schauten auf das ehrwürdige Parlamentsgebäude und die belebten Brücken. Sie hatte in Marks Alter dieses Land »per pedes apostolorum« bereist, mit einem großen Rucksack, einem oder auch mehreren Gleichgesinnten, hatte im Zelt geschlafen, abends am Lagerfeuer gesessen und, oft schleppte jemand eine Gitarre mit, gesungen bis in die späte Nacht, sich von Mücken zerstechen lassen und im übrigen aus der Konservendose gelebt. Sie behauptete dem Sohn gegenüber, es wären mit ihre schönsten Erlebnisse und Erinnerungen...

Wally bemühte sich, und sie mußte sich dazu gar nicht sehr anstrengen, alles Sentimentale aus diesen früheren Bildern fortzulassen. Es fiel ihr deshalb leicht, weil sie damals, als sie diesen »großen Trip« machte, ihren späteren Gefährten Dirk noch nicht gekannt hatte.

Und sie nahmen das nicht gar so ernst mit den historischen Stätten. So verplanschten sie einen Vormittag auf der Margareteninsel, genossen einen auf altungarisch gemachten Abend bei Zimbalmusik und feurigem

Gulasch und gestatteten sich einen Tag per Schiff auf der Donau.

Von Maud sprachen sie nicht, aber irgendwie war sie immer anwesend. Mark bemerkte das sorgenvolle Antlitz der Mutter, wenn sie mitunter traurig den Sohn betrachtete. Diese Maud Chladkov hatte ihr etwas angedroht, und sie würde ihre Drohung wahr machen. Daran zweifelte wohl Mutter nicht. Was ihn, Mark, aber immer wieder ablenkte, das waren die Menschen. Er konnte stundenlang an einem Boulevard sitzen und die Vorübereilenden oder Schlendernden betrachten. Und wenn es auch stets, gleichgültig, wo sie sich befanden, ein buntes Nationalitätengemisch war, überwogen doch die Bodenständigen, und Mark versuchte sich daran, sie an ihren nachgesagten Eigenheiten und Wesenszügen herauszufinden.

Oft machten sie einen kleinen Bummel durch die Läden, versuchten dort echte, rar gewordene Volkskunst von den Erzeugnissen der raffiniert automatisierten Souvenirproduktion zu trennen. Schließlich wurden dafür noch Leistungsbons verlangt, und damit, so Wallys Devise, sollte man sparsam umgehen.

Manchmal auch, wenn sie allein war,

eilten ihre Gedanken voraus. Und obwohl ab und an die alte Furcht nach ihr packte, fühlte sie sich insgesamt leichter, wie gelöst, weil entschlossen. Zuweilen fand sie das mit dem Sohn getroffene Abkommen albern; denn es lag ihr oft auf der Zunge, während eines Bummels, in der Stunde vor dem Zubettgehen oder im Transporter einfach zu beginnen. Mark machte einen so ausgeglichenen Eindruck, daß sie es sich nicht vorstellen konnte, das, was sie enthüllen würde, könnte ihn umwerfen. Worin unterschied sich Mark grundsätzlich von seinen Altersgenossen? Stets hatte Wally auf ein Anzeichen, einen Ausbruch gewartet, stets war sie dessen gewärtig gewesen. Da derartiges jedoch ausblieb, stumpfte ihre Aufmerksamkeit ab.

Die Sorge um die Reaktion des Sohnes stand weit vor der Furcht, Maud Chladkov könnte Schaden anrichten. Freilich, es wäre unangenehm, wenn Mark durch Maud, gleichsam von außen, Zusammenhänge erfuhr, die sie ihm als Mutter vorenthalten hatte. Aber nun wußte er, etwas würde kommen. Und — darüber war Wally sich im klaren, — an die Abrede, auch die terminliche, würde Maud sich ebenso halten wie an ihre Ankündigung, in die

Öffentlichkeit zu gehen.

Weshalb ist sie so? Weshalb läßt sie uns nicht in Frieden? Will sie damit eigene Schuld an der Menschheit, ja, so groß muß man das sagen, löschen? Wenn sie gewußt hat, daß Erik damals das Anabioseexperiment vorhatte, hätte sie nicht die Pflicht gehabt, die Mannschaft der >Lux< zu warnen oder gar zu retten? Wen träfe größere Schuld, sie, die durch Schweigen beigetragen hat, auszulöschen, oder mich, weil ich Leben erhalte, wenn auch vielleicht auf ungewöhnliche Art? Wir sind noch nicht fertig miteinander, Maud!

Wenn Wally auch ahnte, daß die Tour Mark nicht mehr soviel zu geben vermochte, würde sie keineswegs umsonst gewesen sein. Und wer weiß, ob er jemals wieder zu ähnlichem in der Lage sein würde.

Was Wally da zu berichten gewußt hatte, von Rucksack, Fußmärschen und wild-romantischem Campen, wirkte in doppelter Hinsicht. Eines Abends in einer Bukarester Ladenstraße brach es dann durch.

Sie bummelten pflastermüde, sahen nur hie und da mit geringem Interesse in die Schaufenster. Mark, der der Mutter einige Meter voraus ging, erwartete sie vor einer kleinen Auslage, deutete hinein und sagte,

als sie heran war: »Hier grüßt dich einer von früher.«

Im verstaubten und nachlässig dekorierten Trödlerfenster hing als Attraktion ein ausgestopfter Rucksack mit Tragegestell an der Seitenwand. Daneben standen und lagen Stöcke und Angeln, messingene Spirituskocher, Suppenkessel, Schuhe mit Zwecken, Luftmatratzen und eingerollte Zelte, sogar eine leicht ramponierte, mit Autogrammen versehene Gitarre baumelte von der Decke. »Es fehlt nichts«, stellte Wally schmunzelnd fest, »alles, was der Mensch für eine Tour braucht.«

Mark bemerkte mit unernstem Bedauern: »Er hat schon geschlossen...« Und zur Mutter gewandt fragte er: »So also seid ihr losgezogen? Sag, würdest du dir so etwas noch zutrauen?«

»Na hör mal, Sohn!« Wally spannte die Oberarmmuskeln und dehnte den Oberkörper, daß ein Knopf von der Bluse sprang; beide lachten, und Passanten sahen amüsiert zu ihnen hin. »Allemal traue ich mir das zu!«

»Und«, fragte Mark zaghafit und noch immer unernst, »hättest du nicht Lust?«

»Ernsthaft?«

»Warum nicht — ein wenig Erfahrung

habe ich von der Insel. Und Lust auch.«

Am nächsten Vormittag, nach einer Nacht, in der sie durch eine Gruppe lärmender Amerikaner in ihrem kleinen Hotel nur zu wenig Schlaf gekommen waren, suchten sie — spaßeshalber, wie sie sich gegenseitig beruhigten — den Trödlerladen erneut auf. Drinnen war ein wahres Eldorado für Nostalgiker, wie das Schaufenster staubig und mäßig gepflegt. Aber ein Schild verkündete, dieses Magazin sei berechtigt, für bestimmte Waren sogar Leistungsbons zu fordern.

Sie hatten Muße, alles zu entdecken und zu betrachten. Jemand, der nach ihren Wünschen fragte, ließ sehr lange auf sich warten. Schließlich kam ein alter Mann angeschlurft, der wie vertrocknet anmutete, so fabelhaft in diese Umgebung paßte und tatsächlich in der linken Hand eine brennende Tabakrolle, eine Zigarette trug. Der Mensch verbreitete einen Geruch, der Mark veranlaßte, sich angewidert wegzudrehen. Und fast sah es so aus, als wollte er spontan den Laden verlassen. Wally gestand sich ein, es behagte ihr ebenfalls nicht, wenn sie ab und an auf einen Raucher traf. Mark aber würde nie begreifen, wie sich ein Mensch freiwillig ein Laster aufzwingt

eines fragwürdigen Genusses wegen und nachgewiesen gegen seine Gesundheit. Aber Mark war tolerant. Jedes Individuum sollte über seine Lebenschance selbst entscheiden. Widerspruch, daß jeder ein Individuum der Gesellschaft sei und deren Leistungen fraglos beansprucht, auch für diese Art von Selbstverstümmelung, akzeptierte Mark nur bedingt. Zu wider war ihm über alle Maßen, daß Raucher wie selbstverständlich unverschämt ihre Umwelt, die Mitmenschen, einbezogen, wenn sie ihrem Laster frönten. Wally sah ihm diese Gedanken an. Das wie gegerbt erscheinende Männchen, als es nach den Wünschen fragte, enthüllte eine lückenhafte Reihe brauner Zahnstummel.

Es war noch immer nicht ganz ernst, als sie den alten Mann nach diesem und jenem fragten. Als sich jedoch herausstellte, für eine ordentliche rustikale Gebirgstour würde im wesentlichen alles und ohne Bon zu haben sein, ergriff Mark plötzlich die Initiative. Er wählte mit großer Bestimmtheit die notwendigen Stücke aus, ließ sie auf dem Ladentisch aufschichten und prüfte sie auf ihre Brauchbarkeit.

Wally bemerkte zwar einmal, sie müsse annehmen, der Sohn sei übergeschnappt,

aber das sagte sie bereits mit dem Hintergedanken: >Warum eigentlich nicht!<

Schließlich bat sie Mark zu überdenken, was er vergessen haben könnte. Inzwischen war auch der Alte munter geworden, und er bot von sich aus noch allerlei Notwendiges und Nützliches an, so daß Wally in dem einen oder anderen Fall bremsen mußte. Endlich lag aus Wallys Sicht alles auf dem Haufen, was zwei Gebirgswanderer für eine Woche in den Karpaten benötigen würden.

Mark wand einen kräftigen Strick um das Ganze, und sie nahmen es zwischen sich, zwangen entgegenkommende Passanten, ihnen weit auszuweichen...

Im 011-Tal, das sie von Babeni aus aufwärts zogen, trafen sie gleich am ersten Abend auf eine Gruppe von zwei jungen Paaren, Gleichgesinnte, etwa in Marks Alter. Sie waren erstaunt darüber, daß sich eine >alte Frau< derartigen Strapazen unterzöge und es mit ihnen aufnehmen wolle. Sie fanden guten Kontakt und schlossen sich zusammen.

Die vier hatten tatsächlich eine Gitarre mit, stammten aus deutschen und tschechoslowakischen Territorien, sie kannten eine Unmenge uralter Volkslieder und zu allen Strophen Texte. Ein Phänomen

für Wally.

Von Stunde zu Stunde fühlte sich Wally jünger. Hatte sie anfangs noch Bedenken, den Strapazen vielleicht doch nicht gewachsen zu sein, schwanden diese bald.

Wally hatte den Eindruck, Mark vergaß in dieser Umgebung den Ärger mit Maud, ging voll im Erleben auf. Vielleicht war es eine Art Mutterinstinkt, der sie ahnen ließ, dies waren womöglich die letzten unbeschwerten Stunden mit dem Sohn.

Sehr bald gewahrte Wally, Mark erlebte wesentlich intensiver als die anderen. Es war jedesmal, als müsse Mark sich richtiggehend losreißen, wenn sie von einem Lagerplatz aufbrachen. Stets stand ein Wunderleuchten in seinen Augen, wenn die Sonne hinter den schwarzen Wipfeln der ewigen Wälder hervorbrach, wenn Dunstschleier, weißgeballte Wolken oder drohend schwarze über die Bergkämme quollen, Sonnenstrahlen klargrüne Kahlflächen in den Steilhängen zum Leuchten brachten. Mehr noch aber konnte er sich an einer Blüte, einer Orchidee, dem Ebenmaß einer Tanne erfreuen. Und angetan hatten es ihm auch die Insekten. Ein zirpender Grashüpfer oder eine singende Zikade konnten ihn in

Begeisterung versetzen, die jedoch von den anderen nur mäßig geteilt wurde. Sie verstanden wohl kaum, daß es für ihn an ein Wunder grenzte, wenn ein so winziges Lebewesen wie eine Zikade ohne Resonanzboden einen Laut von sich geben, konnte, der, in die entsprechenden Größenordnungen transponiert, einen menschlichen Ruf über zwanzig Kilometer tragen mußte. Er versuchte den Wandergefährten klarzumachen, wie unvollkommen die menschlichen Sinne gegenüber denen vieler Insekten sind. Manche Arten finden sich bei der Paarbildung über Kilometer ein, spüren aus riesigen Entfernungen die Nahrungsquelle auf, entwickeln dabei im Verhältnis zu ihrer Größe nahezu astronomische Geschwindigkeiten, bei einem vergleichsweise Mikro-Energieverbrauch. Die Menschen seien noch nicht einmal hinter das Geheimnis des simplen, so unscheinbaren Glühwürmchens gekommen. Auf die Vielfalt des Unbegreiflichen bei den organisierten Insekten wies er nur hin. Und sei die Metamorphose nicht ein Wunder? Welche Kräfte mußten wirken, um in nur vierzehn Tagen aus einer häßlichen Raupe einen Prachtfalter zu zaubern... Und immer

nur registrieren wir die Erscheinung, das Ursächliche bleibt uns nach wie vor noch verschlossen...

Marks Hartnäckigkeit, die Art, sein Wissen überzeugend und unaufdringlich darzulegen, seine offenkundige Intelligenz und nicht zuletzt die Geduld verfehlten ihre Wirkung nicht. Und es dauerte nicht lange, da wurde aus der Wanderung in den Tag hinein eine nie geahnte Entdeckungstour, die schließlich allen ungeheuren Spaß bereitete. Es war für Wally eine triumphale Genugtuung.

Sie zogen das Olt-Tal hinauf, fingen und brieten Forellen, badeten im eiskalten Fluß. Selten trafen sie Einheimische, wenn, dann alte Leute. Die wenigen Gebirgsdörfer, malerisch in ihrer individuellen und doch stilvollen Gestaltung, waren längst in Ferienzentren und Übernachtungsstätten verwandelt. Unverständlichlicherweise nurdürftig belegt, boten sie Urlaubern Herberge. Auf solche Erholungssuchende trafen sie des öfteren. Mitunter schlossen sie sich für Stunden zu einer größeren Gruppe zusammen, und nicht selten scholl lauter Gesang durch das Tal.

Die Trans-Fagaras zogen sie wieder hinab. Und beide, Wally und Mark, hatten

die Begegnung mit Maud weit aus ihrem Erinnern gedrängt. Selbst die Minuten des Abends vor dem Einschlafen, in denen Gedanken zu wandern pflegen, zitierten derartige ungerufene Bilder nicht. Man war viel zu müde, zu angenehm erschöpft...

Erst als sie nach Tagen angeschlagen, aber fröhlich Bukarest wieder erreichten, gleichzeitig das Ende der Reise naherückte, nahm die Unrast, gepaart mit der alten Furcht, wieder Besitz von Wally. Und im Grunde war sie froh, als Mark behutsam erkennen ließ, er hielt dieses Karpatenerlebnis für einen guten und würdigen Abschluß der gesamten Tour.

Und sie flogen auf dem kürzesten Weg, und dieses Mal mit einem Überschallflugzeug, zurück nach Gunungapi.

## **2. TEIL**

1 »... deprimiert und gedankenleer, so verließ ich das Kosmodrom. Ein Kollege hat mich fotografiert. Siebenter Juli vor einunddreißig Jahren. Dirk war gerade gestartet. Ein wenig über zwanzig war ich und so verliebt. Es war, als bräche die Welt für mich zusammen, und es hat mich so viel Kraft gekostet, all die Hände zu schütteln und zu lächeln, Dirk zu küssen. Vielleicht fühlte ich unterbewußt, daß es das letzte Mal war... Ich hatte nicht mitgehen wollen ins Kosmodrom, aber die anderen Angehörigen hatten mich bedrängt, Maud, die Ältere, mit der mich das gleiche Schicksal einte. Ihr Gefährte war der Bordarzt...« Wally lehnte sich zurück, seufzte, hantierte am Projektor, legte weitere Diapositive zurecht.

Sie saßen im dämmrigen Raum nebeneinander, Wally und Mark. Sie hatte es so eingerichtet. Sie meinte, freier über all das sprechen zu können, wenn der Sohn nicht so deutlich in ihrem Gesicht würde lesen können.

Auf der hellen Wand erschien ein Standfoto, das sechs junge Leute zeigte. »Das ist die Mannschaft...« Wally hielt einen Stift in den Projektionsstrahl und nannte Namen. »...- das ist Erik, der Mann, von

dem Maud sprach, und das war Dirk, dein — mein Gefährte...« Wally sagte es leise, mit Pausen zwischen den Worten, als überwältigte sie die Erinnerung. Wie spielerisch ließ sie das Bild laufen, lenkte den Ausschnitt auf Dirk, bis dessen Brustbild in Überlebensgröße im Raum stand. Dirk 212 Sonen, kein besonders auffälliger Mann, ein rundes, weiches Gesicht, eine gewölbte, durch vorzeitigen Haarausfall übermäßig hohe Stirn, mittelblonde, kurzgeschnittene widerspenstige Haare. Ein Lächeln spielte um den vollen Mund, der ebenmäßige schöne Zähne ahnen ließ. Das gesamte Gesicht, einschließlich der blaugrauen Augen, strahlte überaus Gutmütiges aus. Ein zärtlicher Mann sicher, ein sympathischer, einfühlsamer, dachte Mark. Er sah eine Abbildung des Vaters nicht zum ersten Mal. Mark spürte keine besondere Regung, keinen schnelleren Herzschlag. Ihm war, als sei er im Kino oder blickte in ein Lexikon. Freilich, die Mutter sah das anders, er verstand sie. Er jedoch hatte diesen Mann nie erlebt.

Wally ließ das Bild verblassen, rekelte sich in den Sessel und begann, bemüht um Sachlichkeit, zu erzählen. Sie sprach leise, ihre Stimme wurde zunehmend fest, freier

von Emotionen und Befangenheit.

»Das Ziel, das sie hatten, kennst du: Planet Vita in der Biosphäre von Proxima. Mehr als zwölf Jahre sollte die Reise dauern. Wir wußten nicht, ob wir noch Gefährten sein würden, wenn er wiederkehrte, wir hofften und wünschten es. Wir schworen uns nicht ewige Treue wie im Volkslied, auch nicht, daß ich auf den Liebsten mein bis in alle Ewigkeit warten wollte. Aber in dem Augenblick, als sich das Schiff abhob, glaubte ich, ein Stück von mir flöge mit. Und ich verdammte die Ärzte, die Kommissionen, die sich für eine Männermannschaft entschieden hatten.

Das erste Jahr verlief schlimm, und auch in den darauffolgenden war der Gedanke an ihn da draußen wach. Aber der Mensch gewöhnt sich. Ich war jung und eigentlich von Haus aus kein Trauerkloß. Ich hatte einen ansehnlichen Bekanntenkreis, in der Schule, während des Studiums, danach. Es blieben Freundschaften, auch Intimbeziehungen nicht aus. Aber immer, sosehr ich mich auch dagegen wehrte, war da Dirk. Mit ihm verglich ich die anderen, an ihm maß ich sie. Weißt du, Mark, wie schlimm so etwas sein kann? Man glorifiziert unbewußt, baut sich ein Idol auf, neben dem

schließlich nichts mehr besteht.

Die ersten drei Jahre erhielten die Angehörigen dürftige Nachrichten, Grüße, es geht gut, die Fahrt verläuft normal. Selten, zum Geburtstag vielleicht, ein durch zig Stationen übermitteltes persönliches Wort. Aber immerhin, es bildete noch immer so etwas wie eine äußere Bindung, eine Brücke. Dann wurden die Entfernung zu groß, die Sendungen auf das Allernötigste im Morsealphabet beschränkt, schließlich wurde auch das eingestellt. Das alles wußten wir vorher, natürlich. Dennoch: In dieser Zeit war es mir zuweilen, als gäbe es Dirk nicht mehr. In einsamen, unausgefüllten Stunden kamen Erinnerungen, auch ein Sehnen manchmal, aber es schmerzte nicht.

Damals verband mich eine innige Freundschaft mit Marion vierhundertachtzehn Long. Er wünschte sich ein Kind von mir. Das lehnte ich ab, es schien mir wie ein Verrat an Dirk, der irgendwo da draußen unter Entbehrungen, eingesperrt in eine Kapsel, sich für die Menschheit opferte. Ja, so groß sollte man das sagen.

Meine Lebenshaltung änderte sich schlagartig, als erneut ein Lebenszeichen vom Raumschiff eintraf, eigentlich nur ein

undefinierbares Gepiepse auf der festgelegten Frequenz. Noch einmal hatte man es empfangen und die Kennung einigermaßen identifiziert, so daß ein Irrtum ausgeschlossen war. Sie kamen zurück! Plötzlich war in mir alles wieder da, das Sehnen, die Liebe; Dirk, das in manchen Nächten Erträumte nahm wieder Gestalt an.

Marion fühlte das, lächelte, wenn ich versicherte, die Rückkunft Dirks in drei Jahren brauchte unsere Freundschaft nicht zu zerstören. Ich war fahrig und gereizt in dieser Zeit: Als Marion ein Angebot für den Mars bekam, nahm er an, und wir schieden als Freunde.

Die Heimkehr Dirks ging mir nicht schnell genug. Ich wurde nicht mißtrauisch, als nach den ersten beiden Funksprüchen kein Signal, nicht das kleinste Lebenszeichen, mehr eintraf. Ich blieb hoffnungsfröhlich. Auch die offiziellen Nachrichten verbreiteten Optimismus. So stürzte ich mich in die Arbeit und wartete, wartete... Ich wartete, bis es allen anderen — nur mir nicht — bereits gewiß war, es gab nichts mehr zu erwarten. Nur langsam begriff ich, das Schiff würde wohl nicht mehr eintreffen. Und doch hoffte ich immer noch.

Oh, sie hatten viel unternommen. Eine

Patrouille flog den Heimkehrenden entgegen. Fernradar suchte den entsprechenden Raumsektor ab, später zog eine ständige Wache auf, und ein Gürtel von Detektorsonden kontrollierte unentwegt...

Vielleicht hätte Maud alles zum Guten beeinflussen können, wenn sie rechtzeitig gesagt hätte, was sie wußte...«

Wally stockte, sah zum Sohn, führte diesen Gedanken nicht fort.

»Ich weiß es noch wie heute: Ich polierte die Druse einer auf der Erde nicht vorkommenden Quarzmodifikation, ein irisierendes grünliches Mineral, das zum Gebildeinneren hin spitznadlig kristallisierte. Ein herrliches Stück von der Venus. Mirelles Radio dudelte, dann kamen Nachrichten, die meine Aufmerksamkeit zunächst nicht banden. Immer wieder hielt ich den Stein schräg zum Licht und erfreute mich an seinem Farbspiel. Doch dann hörte ich von Raumdetektoren, die einen Flugkörper mit Kurs Venus geortet haben wollten. >lauter, stell lauter!< rief ich erregt der Kollegin zu.

Mirelle fuhr erschreckt hoch. Bevor sie begriff, redete der Sprecher vom Wetter.

Die Satzfetzen gingen mir nicht aus dem Kopf. Die Meldung mußte ich vollständig hören. >Ich gehe zum Videor.<

Mirelle nickte verständnisvoll. Sie nahm, wie alle, Rücksicht auf meine ans Pathologische grenzende Hoffnung.

Ich rief die Nachricht vom Zentralinformator mehrere Male ab, erfuhr aber nichts weiter, als ich mir ohnehin aus den Bruchstücken zusammengereimt hatte. Ein nicht identifizierter Flugkörper hatte den automatischen Wachgürtel in Richtung Venus passiert, war vermutlich in ihre Atmosphäre getaucht. Man hatte die dortige Station um nähere Angaben gebeten, die jedoch noch nicht vorlagen. Sicher war man sich lediglich darin, daß ein Irrtum nicht vorlag.

Nun bin ich ja ein Mensch, der nicht so schnell aufgibt. Und bei dieser Meldung hatte ich vom ersten Wort an das Gefühl, sie hatte etwas mit dem, worauf ich krankhaft wartete, zu tun. Es konnte nur das zurückkehrende Raumschiff sein. Die Umstände der Rückkunft waren merkwürdig, aber das störte mich nicht. Hauptsache...

An diesem Tag arbeitete ich nicht mehr, ich suchte in alten Notizbüchern nach Namen und Anschriften derer, die maßgeblich Dirks Expedition mit vorbereitet hatten. Was ich fand, war dürftig, genügte mir nicht. In der Wohnung angekommen,

begann ich das gleiche dort. Es dauerte, da ich in diesen Dingen liederlich bin, lange, bis ich erste Anhaltspunkte fand. Drei Namen hatte ich wiederentdeckt von Leuten, die auch jetzt noch mit der Raumfahrt zu tun haben mußten. Leider alle drei ohne Informatorzahl, die gab es damals, als die >Lux< startete, noch nicht. Einige Male wollte ich schon ganz offiziell das Kosmodrom rufen, mich durchfragen. Doch man würde mich mit Floskeln abspeisen. Mir, einer Angehörigen eines Mitgliedes der Mannschaft, würde man als letzter etwas sagen.

Ich verbrachte den ganzen Nachmittag damit, Leben hinter die Namen zu bringen. Bei Lew Nyemen zeichnete sich ein erster Erfolg ab. Ich konnte mich ganz gut an ihn erinnern, weil ihm sein Vorname sinnbildhaft beigegeben schien. Er hatte einen Kopf wie ein Löwe, unbändiges Krusselhaar und eine zur Prognathie neigende Gesichtspartie. Auf der dritten Ebene, auf die mein Ruf geleitet worden war, — ich hatte mich als eine Verwandte ausgegeben, was auf Verwunderung stieß, weil ich dann ja wohl die Informatorzahl kennen müsse — erfuhr ich dieses: Er hieß jetzt Lew sechshunderteinundsiebzig Nyemen, war

also im sechsten Zentralkomplex in dessen siebentem Sektor als erster der Nyemen registriert.

Beinahe frei von Emotionen, ging ich wie ein Computer vor. Ich wunderte mich über mich selbst. Mit einer inneren Genugtuung freute ich mich über jedes Schrittchen, das ich vorankam. Als ich die sechshunderteinundsiebzig hatte, atmete ich auf, gönnte mir eine Pause. Ich bereitete mir ein kräftiges Abendessen, trank sogar ein großes Glas roten Weins dazu und sann nach, in welche Gegend siebenundsechzig mich führen würde. Ich schalt mich ein wenig albern, weil das der Zentralinformator schneller besorgt hätte, aber ich erschlug Zeit damit. In Wirklichkeit machte ich mir mit meiner Ruhe, mit dem betonten Abstand, etwas vor. Ich fieberte, diesen Lew zu sprechen, hoffte, nichts falsch zu machen, ihn wenigstens beim Thema zu halten. Ich durfte ihn nicht reizen. Ein alter Mann bedarf wohl der Ruhe. Ihn ruft man nicht unmittelbar nach dem Dienst, nicht zu einem Zeitpunkt, an dem er gerade seine Wohnung betritt. Doch dann fiel mir ein, der sechste Zentralkomplex befand sich in einer Gegend, in der die Menschen jetzt vermutlich schliefen. Mit dem Finger fuhr ich

die Großkreise auf meinem Schulglobus entlang, ließ ihn auf der >Apfelsinenscheibe< hin und her gleiten, die vom Nordpol bis zum Südpol alles umfaßte, was zum sechsten Zentralkomplex gehörte. Ich zählte zum siebenten Sektor. Mein Finger ruhte im malaiischen Archipel. Hierher also hatte sich Lew Nyemen verkrochen, als das Computersystem eingeführt wurde. Hatte er die Arbeit im Kosmodrom aufgegeben?

Eine Weile überlegte ich, ein wenig enttäuscht, weil ich erst am nächsten Tag mit Lew sechshunderteinundsiebzig Nyemen reden konnte, ich wollte wenigstens erfahren, ob er sich noch im Archipel aufhielt oder an einer anderen Stelle, dazu mußte ich nicht seinen Schlaf stören. Es würde Mühe genug kosten, bis die Strecken alle durchgeschaltet waren.

Ich verbrachte mehr als zwei Stunden am Videor, bis ich vom sechsten Zentralkomplex die Auskunft erhielt, daß Lew sechshunderteinundsiebzig Nyemen über die Zweiunddreißig erreicht werden könne.

Zweiunddreißig, den dem meinen benachbarten Komplex, erreichte ich schnell und erhielt automatisch die Zahl, die mich in unmittelbare Nähe von Lew leiten mußte.

Diese Zahl führte mich ins Kosmodrom. Mein Herz schlug höher. Das konnte doch nur bedeuten, der alte Lew war dorthin gerufen worden, weil er gebraucht wurde! Und gebraucht wurde er, das war mir in diesem Augenblick ganz klar, weil man auch dort den nicht identifizierten Flugkörper für jenen hielt, in dem sich Dirk befand. Eine andere Lesart kam für mich überhaupt nicht in Frage. Und schon begann ich Tasten zu drücken, bekam aber erst mit dem fünften Versuch eine Leitung frei.

>Worum handelt es sich? Lew ist sehr beschäftigt<, schnarrte eine blasierte Blondine.

>Dringend — privat!< Ich gab meiner Stimme Forsche, schaute dieser Allgewaltigen entschlossen ins Gesicht.

Sie runzelte die Stirn. >Augenblick, ich will's versuchen. Wally Esch, sagtest du?<

>Der Name wird ihm nicht viel...< Die andere hatte die Verbindung bereits unterbrochen.

Aber da war schon der Löwenkopf, zerknittert das Gesicht, ausgemergelt, die Prognathie so noch betonter. Aber die Mähne, stark grau durchsetzt, zierte noch seinen Kopf. >Ja!< fragte er friedlich, keineswegs ungehalten über eine Störung,

wie man nach der Reaktion der Blonden hätte annehmen können.

>Ich grüße dich, Lew Nyemen«, sagte ich hastig, überrascht, ein wenig konfus. >Eine — eine Frage habe ich.<

>Na, zeig dich erst einmal, Mädchen.< Er lächelte väterlich und nickte einladend.

>Entschuldige!< Ich wurde eine Sekunde verlegen, weil ich vergessen hatte, meine Kamera zuzuschalten. Schnell strich ich mir über die Haare, straffte mich und betätigte den Knopf der Fernbedienung.

>Ah<, sagte Lew Nyemen, ohne daß zunächst klar wurde, was dieses Ah zu bedeuten hatte. Er lächelte vielsagend, als er fortfuhr: >Frage schon, frage nach dem unbekannten Flugkörper, der Richtung Venus flog. Hast dich sehr verändert, Wally Esch, strenger, ernster wirkst du, bist eine schöne Frau.< Er lächelte. >Ich darf dir das doch sagen...<

>Du erkennst mich?< fragte ich überrascht.

Lew nickte. >Die wenigen Angehörigen der Crew möchte ich schon kennen...<

Ich blickte meinem Gegenüber ins Gesicht, fragte ernst und leise, zögernd: >Kannst du mir — etwas Definitives sagen?< Mein großer Schmerz; meine

Hoffnung lagen in dieser Frage.

Lew schüttelte den Kopf. >Genaues, nicht. Nur: Die Möglichkeit ist nicht auszuschließen. Sie könnten es sein...<

>Ja?<

Lew nickte abermals. Und einen Augenblick sah es so aus, als wolle er den Arm heben, um mich zu berühren. Dann sagte er behutsam und sehr leise: >Vor wenigen Stunden haben wir die schlimme Nachricht von der Venus erhalten, daß sie einen harten Aufschlag registriert haben. Den Absturz eines Raumschiffes überlebt niemand.<

Wir schwiegen. Ich starnte auf den Ständer des Videors. Der Blick des alten Mannes ruhte mitfühlend auf mir. Dann sah ich auf, so etwas wie Trotz und nun Hoffnung hatten mich erfaßt. >Das glaube ich erst, wenn man sie gefunden hat.< Meine Stimme wurde fester. >Sie hatten Landeboote an Bord, Rettungskapseln. Es ist eher wahrscheinlich, daß sie leben, als — daß sie tödlich verunglückt sind.<

Ich packte den Rahmen des Gerätes und beugte mich vor. >Was werdet ihr tun, Lew Nyemen?< Ich rief es beschwörend, hob mich halb aus meinem Sessel.

>Es ist noch nicht entschieden<, sagte er

nach einer Weile. Wahrscheinlich werden wir eine Expedition schicken. Den Ursprung des Körpers, selbst wenn wir uns irren, möchten wir schon erforschen.<

Ich lehnte mich zurück, schloß die Augen. Also Dirk ist zurückgekommen, und er kann am Leben sein, braucht vielleicht, bestimmt Hilfe!

Noch nicht entschieden! Zorn stieg in mir hoch. Ich mußte an mich halten, dem Alten nicht einige Grobheiten ins Gesicht zu schleudern. Ich biß die Zähne zusammen, zwang mich zur Ruhe.

>Wann?< fragte ich.

>Schon morgen oder übermorgen. Es müssen noch ein paar Leute kommen.<

>Und dann?<

>Vierzehn Tage wird es bis zum Aufbruch schon dauern. Ein solches Unternehmen ist noch immer keine Kleinigkeit, das weißt du.<

Hastig hatte ich mich zurückgelehnt, die Augen halb geschlossen, mit den Fingern hämmerte ich aufgeregt auf die Tischplatte. Fast gegen meinen Willen nickte ich leicht.

>Beruhige dich, Wally. Die von der nächstgelegenen Station haben mit der Suche begonnen...<

Haben begonnen! Die Stationen, zwanzig auf der Riesenvenus, waren überhaupt nicht

für Exkursionen solcher Art ausgerüstet. Flüge in die Wildnis der Venus waren äußerst riskant, die Berge waren wirr zerklüftet, vulkanische Eruptionen drohten, aggressive Insekten und Mikroben lauerten in den Schrunden der Hochgebirge. >Wie weit von der Station ist der — Landeplatz entfernt?< Absturzstelle wollte mir nicht über die Lippen.

Lew zögerte. >Zwischen sechs- und neuntausend Kilometer.<

>Da kannst du die aus der Station vergessen, das weißt du!<

Lew seufzte. >Ganz so ist es nicht. Sie haben Peilsender, Radar, würden Erschütterungen außerhalb des Planetenrhythmus registrieren. Und bei einigermaßen gutem Wetter können sie fliegen...<

>Lew«, preßte ich mit einer Bestimmtheit hervor, die mich selbst überraschte, >ich will mit, ich muß mit. Hilf mir!<

Lews abwehrend erhobene Hand blieb in der Bewegung stecken. Es mußte mir anzumerken sein, wie ernst ich das meinte. Er sagte eine lange Minute nichts. Dann: >Was versprichst du dir davon, Wally?<

>Ich weiß es nicht«, entgegnete ich leise. >Ich weiß nur, ich muß mit!<

>Überleg es dir nochmals. Du kannst mich jederzeit anrufen. Aber sei vernünftig, Wally!< Ein wenig beschwörend klangen seine Worte.

Langsam, aber nachdrücklich schüttelte ich den Kopf. >Du wirst mich nicht verstehen, Lew, weil keiner von dir — da draußen ist, auf den du dreizehn Jahre gewartet hast.< Ja, in diesem Augenblick wurde es mir bewußt. Ich habe die besten Jahre auf den Liebsten gewartet. Und nun, da er gekommen ist... >Unterstütz mich, Lew<, bat ich.

Er sah mich an, ich spürte mehr, als daß ich es bemerkte, wie er leicht nickte. Dann schaltete ich ab.

In den nächsten Tagen lebte ich nur für das eine Ziel, Teilnehmer dieser Expedition zu werden. Damit überdeckte ich die Alpträume und Ängste der Nächte, vertrieb ich bange Fragen, dämpfte aber auch über großes Hoffen und Sehnen.

Tags darauf teilte ich meine Absicht dem Direktor meines Instituts mit. Er verstand mich. Wäre es nicht so gewesen, meine Güte, ich hätte mich mit Gewalt durchgesetzt. Man gewährte mir sogar Soforturlaub, damit ich mich nur um das Vorhaben kümmern konnte.

Es war schwierig, in der Nähe des Kosmodroms eine Unterkunft zu bekommen, zu viele Fremdlinge mußten auf einmal versorgt werden. Eine Konferenz beriet, von ihr würde auch mein künftiges Schicksal abhängen. Nichts von den Beratungen drang nach außen. Auch Lew erreichte ich in den folgenden zwei Tagen nicht. Aber ich nutzte die Zeit. Als erstes suchte ich das Klinikum auf, meine Raumtauglichkeit mußte festgestellt werden. Über diese Hürde mußte ich. Alle Hilfen und Fürsprachen würden vergeblich sein, stellte sich bei mir ein Gebrechen heraus, das den Aufenthalt im Kosmos verbot. Aber ich war guter Dinge. Körperlich fühlte ich mich wohl, und ich hatte nie etwas verspürt, was auf eine chronische Erkrankung hingedeutet hätte. Klar war mir aber, daß nicht jeder, der da ankam und den Wunsch äußerte, auf Kosmostauglichkeit untersucht werden würde. Ich hatte einfach die fixe Idee: Legte ich den Tauglichkeitsnachweis vor, meine Nominierung für die Mannschaft wäre dann weniger problematisch. Ich baute auch auf meine Qualifikation, schließlich hatte ich in den letzten fünf Jahren ausschließlich Gesteine und Minerale der Venus bearbeitet, kannte die Fundorte und die

Landschaft aus Luftbild- und Kartenunterlagen. Man würde mit mir dort etwas anfangen können, ich wäre keine Last für die Expedition. Ja, ich redete mir sogar ein, man werde letztlich froh sein, wenn jemand von sich aus auf diese Expedition gehen würde, denn anziehend, das wußte mittlerweile jedermann, war die Venus nicht. Sehr zu Unrecht trug dieser Planet jenen verheißungsvollen Namen.

Mein Herz klopfte, als ich in das Büro trat. Dort saß ein junger Mann, der offensichtlich die Ausbildung noch nicht lange abgeschlossen hatte, er schien mir wenig draufgängerisch, ja schüchtern. Das war wohl meine Chance, dachte ich weibisch hinterhältig. Strahlend lächelnd trat ich auf ihn zu, die Schultern ein ganz klein wenig nach hinten genommen, wodurch vorn einiges deutlicher wurde. Mein Gegenüber benötigte Sekunden, um den Blick in mein Gesicht zu heben. Und dann schwindelte ich ein wenig, ich stünde auf der Liste, aber die Aufträge seien wegen eines Computerausfalls noch nicht herausgegeben, ich hätte kein Quartier und nur begrenzt Urlaub. Nun, er gab mir die Testkarte, die mir die zu durchlaufenden Abteilungen öffnete. Es war leichter, als ich

es mir vorgestellt hatte. In zwei Tagen hatte ich, etwas gerädert und reichlich zerstochen, den Tauglichkeitsnachweis. Und am Abend des zweiten Tages rief mich Lew und teilte mir mit, er hätte mich wenigstens auf die Kandidatenliste gebracht, es gäbe aber für jeden Platz drei Vorschläge.

So kamen weitere Tage des Bangens, in denen ich mich kaum aus dem Quartier wagte, aus Furcht, eine wichtige Nachricht, die wichtigste überhaupt, nicht rechtzeitig zu erhalten. In dieser Zeit tat ich, was ich sonst verabscheue, ich setzte mich unter Drogen, verschaffte mir so die Leichtigkeit, den Schlaf, den ich brauchte gegen die erdrückende Furcht und Ungewißheit. Aber ich bereitete mich auch auf die Reise vor, ein Vorteil gegenüber den anderen, für mich noch anonymen Expeditionsteilnehmern, die von ihrer Kandidatur sicher noch nichts wußten, solange die erste Überprüfung lief. Für mich gab es keinen Zweifel an meiner Teilnahme, und ich packte mit viel Überlegung und Sorgfalt, die mir sonst abgingen.

Und so war es für mich fast selbstverständlich, als ich am sechsten Tag nach meinem ersten Gespräch mit Lew sechshunderteinundsiebzig Nyemen ins

Kosmodrom zu einer >ersten Einweisung<, wie es vieldeutig hieß, gerufen wurde. Ich war zunächst als Ersatz, dann, durch den Ausfall eines anderen, zum Mitglied der Crew nominiert worden. Egal wie, Hauptsache, ich war dabei! Ich drückte einen Kuß in Lews Löwenmähne.

Glücklich saß ich in dem Raum, eine von den sechs Erwählten, und all der innere Streß der letzten Tage war von mir gefallen. Ich hörte kaum, was uns ein Kosmodromdirektor Nützliches sehr weitschweifig mitzuteilen hatte. Erst bei der Vorstellung der Expeditionsgefährten wurde ich wieder aufmerksam, immerhin würde die Crew mindestens achtzehn Monate zusammenbleiben, jeder auf den anderen angewiesen sein. Ich begann sie zu mustern.

Eine eigenartige Spannung bemächtigte sich meiner. Sie ließ die Furcht vor dem, was wir vorfinden könnten, die bange Ungewißheit, die vielleicht bei manchem der Teilnehmer schon Gewißheit sein konnte, in den Hintergrund treten. Und die nun einsetzende straffe Vorbereitung gestattete kaum Raum für Grübeleien und Angst.

Für mich war das alles schrecklich aufregend, und auch das half, inneres

## Gleichgewicht zu finden...

Als Ergebnis all der Tests und Befragungen wurden wir am nächsten Tag in >Paare< aufgeteilt, das heißt, es wurden jeweils der Mann und die Frau benannt, die nach ihrem Charakter, Wesen und Verhaltenstypus am besten miteinander harmonieren würden. Und es wurde uns bekanntgegeben, welche Mitglieder der Mannschaft auf die Dauer wohl nicht so sehr gut miteinander auskommen würden. Wir akzeptierten das, nahmen es aber mehr von der heiteren Seite. Mein Sympathikus war Josef Rey, ein dunkelhäutiger, ein wenig schlaksiger Mann, einige Monate jünger als ich. Die Wiege seiner Vorfahren stand in Äthiopien, und ich muß sagen, er war mir wirklich sympathisch. Ich war mit der Wahl des Computers zufrieden, ob dieser Josef auch, ließ sich nicht sogleich feststellen. Er blickte ernst, nickte mir lediglich mit einem angedeuteten Lächeln zu, als wir benannt wurden. Er trug das schwarze Haar in einem Knoten, aber nicht straff über den Schädel gezogen, so daß Fülle und Weiche sichtbar blieben. Dies und die Augen paßten gut zusammen. Vielleicht war er ein wenig sensibel? Wie ich zu einer solchen Einschätzung kam, hätte ich nicht zu sagen

vermocht. Nun, es würde Gelegenheit genug sein, sich kennenzulernen.

Am schlechtesten sollten meine Werte mit denen der als Commander eingesetzten Mitsu Kinate, einer harmlos blickenden Vierzigerin aus dem fernen Osten übereinstimmen. Nun ja, eigentlich war ich über dieses Ergebnis nicht unfroh. Das Verhältnis zwischen dem Commander und einem Mitglied der Crew wurde ohnehin im wesentlichen durch das Reglement bestimmt, so daß ich keine großen Komplikationen erwartete.

Erst am Abend dieses Tages hatten wir Gelegenheit, uns ein wenig besser kennenzulernen.

Vier hatten Raumerfahrung, Jonny vierhundertdreißig Oka, mein Josef, Luise achthundertvierundvierzig Meenhoff und der Commander Mitsu. Sam siebenhundertzweiunddreißig Noxen und ich waren die Neulinge. Und dieser Sam harmonierte mit Mitsu, Jonny mit Luise. Am meisten konträr waren Sam und Luise, sagte der Computer, während Jonny und Josef sich nicht sonderlich sympathisch sein sollten. Nun ja. In einer derart kleinen Mannschaft ließ sich wohl viel mit Vernunft, Einsicht und gutem Willen regeln. Ich

jedenfalls fühlte mich voller Zuversicht. Und überhaupt befand ich mich in diesen Tagen in Hochstimmung.

Josef Rey war unser Bord- und Expeditionsarzt, Luise Geologin. Sie hatte bereits an einer längeren Venusexpedition teilgenommen. Man sah es der feingliedrigen, fast vierzigjährigen Frau nicht an, daß sie derartigen Strapazen gewachsen sein sollte. Luise, das war mein erster Eindruck, hatte offenbar wenig Sinn für Humor, aber nicht auf unangenehme Weise. Sie wollte schon gern — ihre Scherze, ihre humorig gemeinten Sprachbilder kamen aber meist nicht an. Luise hatte einen wunderschön geformten Schädel, war sich dessen bewußt und hatte wohl aus diesem Grund — sie selbst sagte, weil es ungeheuer praktisch wäre — die Haare bis auf eine Länge von höchstens zehn Millimeter herabgeschoren, was ihrem sonst gutmütigen Gesicht mit großen, ausdrucksvollen Augen eine aufgepropfte Strenge verlieh. Sie sah eher nach einem schlaksigen Jüngling als nach einer reifen Frau aus. Sam Noxen entpuppte sich als ein bewährter Alpinist, der zwar keine Kosmoserfahrung, aber mit seinen sechsunddreißig Jahren bereits alle

nennenswerte >Hügel<, wie er schnoddrig berichtete, der Erde >begangen< hatte. Sam war ein Spötter, mit dem man vermutlich herrlich blödeln und frotzeln konnte. Aber sicher vertrug das nicht jeder. Ich schätzte, daß es Sam auch in der ernstesten Situation fertigbrächte zu witzeln, makaber vielleicht, vielleicht auch nicht ganz >stabenrein<. Er war nicht das, was man unter einem schönen Menschen verstehen würde, das Haar wirkte ein wenig ungepflegt, die Fingernägel, vielleicht vom Klettern, sahen aus wie abgenagt, und er hatte das, was man manchmal als Pferdegebiß bezeichnete.

Jonny hatte dafür zu sorgen, das Schiff auf Kurs und die notwendigen Funkverbindungen zu halten. Er hatte einen Bauchansatz und war kleinwüchsig, was ihn aber, im Gegensatz zu vielen anderen kleinen Männern, die ich kannte, nicht zu stören schien.

In dieser Zeit war ich bereit, an den Gefährten alles und jedes zu tolerieren, weil ich dabeisein durfte. Ich nahm mir vor, mich zurückhaltend zu bewegen und nirgends anzuecken. An jenem ersten Abend in der Crew hätte ich nicht zu sagen vermocht, was mich mehr befriedigte; die Suche nach Dirk

aufnehmen zu können oder in dieser Mannschaft an einer Venusexpedition teilhaben zu dürfen. Mein heimlicher Wunsch war es schon immer gewesen, die Fundstätten der Minerale, die durch meine Hände gingen, mit eigenen Augen zu sehen, das Beben der Venusgesteine selbst zu spüren...

Vier Monate sollte der Flug dauern. Nachdenken darüber durfte ich nicht. Angenommen, die Mannschaft der Lux hätte sich retten können und wir fänden sie sofort, was außerordentlich unwahrscheinlich war, sie hätten auf der unwirtlichen Venus etwa fünf Monate überstehen müssen. Da blieb wenig Hoffnung, Überlebende vorzufinden.

Das hinderte mich nicht. Ich wollte Gewißheit.

Glücklicherweise blieb an Bord nicht viel Gelegenheit zum Grübeln. Wir hatten ungeheuer viel zu tun. Zudem vertrug ich, das hatten die Ärzte zu meiner Beruhigung vorher nicht herausgefunden, die verringerte Gravitation im Schiff schlecht, und so stand ich über lange Zeiträume unter Einfluß von Medikamenten. Das, eine von Josef angeordnete Schlaftherapie, ein intensives Fitneßtraining und angestrengte, ungewohnte Arbeit sorgten für Ablenkung,

so daß das eigentliche Ziel, ein vielleicht sehr tragisches Geschehen aufzuklären, in den Hintergrund trat. Wir versuchten, das Gebiet, in dem der Flugkörper gestrandet sein konnte, aus den vorhandenen kartographischen Unterlagen vorzuerkunden. Und es machte mir Freude, als ich neben Luise die einzige war, die sich im Lesen solchen Materials gut auskannte. Wir sichteten, begrenzten zunächst auf tausend Quadratkilometer, vergrößerten und entzerrten Luftaufnahmen, interpretierten, einigten uns und begannen das Gelände großmaßstäblich zu modellieren, ließen so einen Teil der Venusoberfläche entstehen, wie sie en detail noch niemals nachgebildet worden war. Aber damit nicht genug. Wir markierten in unserem Modell Wege, gaben Gipfeln und Schluchten Namen, teilten das Gebiet in Planquadrate und Sektoren. Jeder, der nicht Wache hatte, half uns bei dieser Arbeit, wurde nach seinen Fähigkeiten — und wenn es das Röhren des Plastebreis war, aus dem wir das Modell formten — hinzugezogen.

An Bord herrschte ein heiterer Ton, zu dem Sam entscheidend beitrug. Und die Computerzuordnung der einzelnen Paare bewährte sich großartig.

Der Lebenstrakt des Schiffes bestand aus Wohneinheiten von jeweils zwei Zimmern, die durch >Wirtschaftsräume< voneinander getrennt waren, Küche, Sanitärraum. Man lebte nun getrennt oder miteinander, je nach Neigung der beiden Menschen. Nur zwei Hauptmahlzeiten wurden gemeinsam im Klub eingenommen. Die Zubereitung oblag jeweils einem von der Mannschaft. Die gemischte computergewählte Mannschaft schien das Nonplusultra für weite Kosmosflüge zu sein. Heute, in den Riesenschiffen, kann man sich spontanes Bewegen leisten, zumal während langer Reisen zunehmend der >Winterschlaf< die Zeit bis zur Zielankunft überbrückt. Über die vier Wochen zur Venus reden wir heute nicht mehr. Das Regime im Schiff war also weitgehend dem Leben auf der Erde angepaßt. Jeder wurde zu einer Tätigkeitsvielfalt gezwungen, die Sorge um die anderen einschloß und die ihn ausfüllte.

Mit Josef verstand ich mich wirklich ausgezeichnet. Wir lebten in unserem Trakt anfangs jeder für sich, nur die Zwischenmahlzeiten bereiteten wir abwechselnd zu. Erst sehr spät, im letzten Drittel der Reise, gedieh eine Freundschaft, die auch Intimes einschloß, Zärtlichkeiten,

die nicht zur Leidenschaft entflammt, die aber das gegenseitige gute Verstehen und Einvernehmen krönten, die ausgeglichen und heiter machten.

Anders entwickelte sich eine Liaison zwischen Luise und Jonny, was von den übrigen ein wenig erstaunt registriert wurde, ohne daß man sich darüber ausgelassen hätte. Es hatte den Anschein, als entstünde hier eine echte Gefährtenschaft mit einer übergroßen gegenseitigen Zuneigung. Und mitunter wurde es fast ein wenig peinlich, wenn die beiden es auch außerhalb ihrer Wohnung deutlich zeigten, wie sie sich mochten.

Nichts Genaues wußte man über die Beziehung Mitsu — Sam. Aber auch das wurde akzeptiert. Mitsu war Commander. Daß ihr Verhalten dadurch beeinflußt wurde, war selbstverständlich.

Gegen Ende des Hinfluges hielt ich mich, sofern es der Dienst erlaubte, oft im Turm auf, und dann sah ich dem Planeten Venus entgegen. Und wie er so vor uns stand, strahlend rötlich, blitzender als der schönste Diamant, machte er seinem Namen noch Ehre. In diesen Stunden konnte ich nicht verhindern, daß Ungewisses mein Herz umkrallte, und ich wünschte, die

herbeigesehnte Wahrheit würde nie wirklich werden.

**2** Der Besatzung der Station Venus einunddreißig war es gelungen, in dem von uns gekennzeichneten Gebiet von ihrem Flugzeug aus ein Funkfeuer zu setzen. Als wir anflogen, herrschte brodelnde Wolkendichte, die bis auf die Planetenoberfläche reichte. Wir gingen in eine Umlaufbahn und ließen uns periodisch von den Stationen die Wetterlage mitteilen. Daraus schöpften wir die Hoffnung, in unserem Gebiet würde es in etwa zwei Erdentagen relativ klar sein. Also warteten wir. Unsere Fragen nach Neuigkeiten über den Flugkörper wurden negativ beantwortet.

In der Tat, es klarte auf, sogar schon einige Stunden früher als angekündigt. Niemand sollte sich bei einem Venusaufklaren etwa blauen Himmel mit Sonnenschein vorstellen. Es war, als wuchse die Sichtweite bei irdischem Nebel von fünf auf fünfhundert Meter.

Mit der gebotenen Vorsicht näherten wir uns der Planetenoberfläche, tasteten sie sorgfältig mit allen uns zur Verfügung stehenden Meßstrahlern ab, ließen uns alle

zehn Minuten von der Station einunddreißig, die uns zusammen mit der Station vierundachtundzwanzig im Peilstrahl hatte, unsere genaue Position übermitteln, was uns sehr half, das für die Landung vorgesehene große Plateau zu finden.

Für die Stationsbesetzungen mochten die paar Stunden, in denen wir uns näherten, eine willkommene Abwechslung sein, mehr nicht. Direkte Kontakte sollten nicht stattfinden, keine Besuche also. Und waren wir erst einmal unten, würde selbst die Funkverbindung schwierig sein. Die wenigen um den Planeten kreisenden Nachrichtensatelliten mußten schon sehr günstige Positionen haben, wenn eine ständige Verbindung gewährleistet werden sollte.

Mir schlug das Herz bis zum Hals, als nach dem dumpfen Stoß des Aufsetzens Ruhe eintrat. Es dauerte lange, oder ich empfand es so, bis Mitsu den Ausstieg anwies. Die vier >alten Hasen< taten sehr routiniert. Sie hatten die Handgriffe nicht nur so wie ich und Sam trainiert, sondern in der Praxis bereits anwenden können.

Als ich draußen stand, für mich ein erhabener Augenblick, zum ersten Mal auf einem anderen Planeten, packte mich

Angst. Und ich glaube, Sam erging es nicht viel anders. Sein Gesicht schimmerte blaß aus dem Helm.

Es ist aber auch niederschmetternd, Mark! Wir standen auf rötlichem, nacktem Fels. Ringsum dampfte es aus feinen Spalten. Über uns breitete sich eine schwärzlichgraue wallende Masse. In dunstiger Ferne drohte ein dunkles Felsmassiv, das nach oben im Brodem verschwand. Oh, ich hatte das alles im Kopf, den Namen des Gebirges, seinen höchsten Gipfel. Das Plateau, auf dem wir standen, hatten wir hochtrabend >Hauptbase< genannt. Wir standen in unseren klobigen Skaphandern herum. Gegen die Berge im Hintergrund nahm sich das Schiff vergleichsweise mickrig aus.

Da kam kein Gefühl der Geborgenheit, kein >endlich wieder festen Boden< auf. Es war eher, als lege sich eine ungeheure Last auf mich, die mich erdrücken würde. Zunächst wagte ich keinen Schritt zu tun.

Und Mitsu gab Anweisungen, die die vier Routiniers sorgsam ausführten. Sie ließen den Lukendeckel herab, begannen Ausrüstungsteile für das Ausladen vorzubereiten.

Ich begriff so schnell nicht und war wohl

den anderen im Wege.

Sam stand auch unschlüssig.

Erst ein >munter, munter, ihr beiden< von Mitsu brachte uns in Bewegung. Aber ihre Mandelaugen lächelten aus der Scheibe, als sie uns antrieb.

Es ist erstaunlich, wie sich ein Verhältnis zwischen Menschen ändern kann, wenn andere äußere Bedingungen herrschen. Wäre ich erfahrener gewesen, hätte es mich nicht gewundert. So aber war ich überrascht und hatte Mühe, mich wieder ins Kollektiv hineinzufinden. Sam begriff schneller und packte mit zu.

Auf einmal war alles das, was unterwegs geschehen war, unwichtig und weit entfernt, beinahe unwirklich. Selbst das Modell, nun ein Orientierungsmittel von vielen, an Bord mit einem Nimbus umrankt, war entglorifiziert. Sam und ich schleppten es, auf Weisung Mitsus, aus dem Raumer, und wir sollten es in die vorgefundene Landschaft >eindrehen<, wie sie sagte. Der Dunst behinderte stark die Orientierung, aber es gelang uns ganz gut, das Hochplateau, auf dem wir standen, wiederzufinden, auch die in der Ferne dräuenden Hochgebirge.

Als wir meinten, fertig zu sein, meldete ich

es Mitsu. Sie nickte zerstreut und beauftragte uns, die schweren Zelte in den Läufer zu packen, der unterdessen von Jonny und Luise zusammengefügt worden war.

Mir kam das alles überaus hektisch, unangemessen eilig vor, obwohl ich mich doch eigentlich darüber freuen sollte. Jede gewonnene Minute brachte mich dem Ziel, für das ich vieles aufgegeben, um das ich gekämpft hatte, näher...

Ich schob meine Zurückhaltung auf das Ungewohnte, auf den schnellen Übergang von der Beschäftigung zur harten Arbeit. Mir mißfiel das Drängen von Mitsu.

Doch einige Zeit später verstand ich es. Wir hatten alles Wesentliche ausgeladen und es im Expeditionsgepäck und dieses im Läufer verstaut. Mitsu ordnete eine notwendige Essenpause an. Wir kletterten ins Schiff, entledigten uns der schweren Anzüge. Und dann fühlte ich es: Ich war wie zerschlagen. Den anderen, selbst den Erfahrenen, erging es nicht anders. Mitsu lächelte mich spöttisch an und fragte >Na?<, was wohl soviel hieß wie: Begreifst du, Küken?

Trotz des Trainings hatten uns die verringerte Schwere, der ungelenke

Skaphander und dazu die ungewohnte physische Belastung viel Kraft gekostet. Jetzt sollte eine Phase relativer Ruhe kommen. Mitsu hatte unsere Leiber überlistet. Es wäre uns auch so ergangen, so erläuterte sie, hätten wir langsamer gearbeitet. Der Zustand meines Körpers bestätigte mir, wie recht sie hatte.

Wir verstauten an diesem Tag noch restliche Kleinigkeiten und diskutierten dann in einer Runde um das Modell unsere festgelegte Reiseroute. Die schlechte Sicht ließ selbst im Nahbereich keine Verbesserungen des Kurses zu. Dann schließen wir eine vorläufig letzte Nacht im Schiff und verließen es nach acht Stunden für eine unbestimmte Zeit. Und ich ahnte, wie hart sie werden würde.

Dieser >Läufer<, den sie uns als neueste Kreation von der Erde mitgegeben hatten — während unseres Einsatzes sollte er getestet werden —, war eine großartige Maschine. Nur mußte man sich erst an sie gewöhnen. Aber wie eine Art überdimensionale achtbeinige Ameise stelzte er über die Venusoberfläche. In seinem Kopf saßen die zwei Steuerleute, im Bruststück hielt sich die übrige Besatzung auf, und der Hinterleib barg das Gepäck.

Das alles war bequem, hermetisch geschlossen, wir konnten die Skaphander ablegen; der Mannschaftsraum zeigte sogar einen gewissen Luxus, täuschte einen irdischen Klub vor, der in wenigen Minuten in einen Schlafraum umgewandelt werden konnte. Sogar an eine Wasserregenerierung hatte man gedacht, die auch das Duschen ermöglichte. Dabei umfaßte der gesamte Raum keine fünfzehn Quadratmeter. Also das war das Ungewohnte nicht. Was uns anfangs zu schaffen machte, waren die diskontinuierlichen Bewegungen dieses Vehikels: Vorn ertasteten zwei Fühlkameras das Bodenrelief. Der Mikrocomputer steuerte danach die acht Beine optimal aus, so daß höchstmögliche Sicherheit gewährt wurde. Aber der Gang wurde dadurch auch verdammt ameisenartig, das heißt, es ging ruckweise, mitunter in beängstigenden Schräglagen vorwärts, es trat ein ständiger Wechsel in der Beschleunigung ein. Das alles konnte durch die verschiedenen eingebauten Dämpfungen nicht vollständig kompensiert werden.

Doch wenn man im Kopf der Maschine Wache hatte, war man sehr schnell geneigt, den Konstrukteuren das Gezucke nachzusehen. Man konnte sich kaum ein

anderes Gefährt vorstellen, das mit dieser Umgebung besser fertig geworden wäre als das unsrige. Bei einer solchen Gelegenheit tauschte ich mich mit Jonny aus, der mit mir vorn saß. Und er sagte mit einer großen Selbstverständlichkeit: >Das, Wally, hätten wir laufen müssen, Skaphander mit Rucksack. Ich habe da einiges miterlebt...< Mehr sagte er nicht, aber es reichte mir auch so. Ich brauchte nur die Spalten und Schrunde, Gerölle und Hänge anzusehen, das Bergauf und Bergab. Und fortan unterdrückte ich dumme Bemerkungen über die Erfinder, schluckte die Magenrebellionen und den Ärger tapfer, der mich überkommen wollte, wenn ein Ruck mir etwas aus der Hand riß oder mich anecken ließ.

Trotz des so vorzüglichen Läufers kamen wir nur langsam voran. Hindernisse, meist große Gesteinsbrocken, mußten zerstrahlt, gesprengt oder umgangen werden. Wo sich Gelegenheit bot, ein Hügel, eine erhabene Geländestelle, stiegen wir aus, untersuchten mit Ferngläsern und Ballonsonden die Umgebung, ließen diese Sonden gleichzeitig zur Kontrolle unserer Ortsbestimmungen von den Stationen anpeilen, mit denen wir dann auch kurze Informationen austauschten.

Das Geländemodell hatten wir aus Platzgründen dem Läufer außen aufgeschnallt. Es bewährte sich natürlich nur im Groben. Am dritten Tag stellten wir fest, wir hatten mit wenigen Kilometern Umweg den vorbestimmten Kurs eingehalten.

Je näher wir der vermeintlichen Absturzstelle kamen, um so aufgeregter und gespannter wurde ich. Den anderen erging es offenbar nicht besser. Eine leichte Gereiztheit bemächtigte sich der Crew, und einmal herrschte mich Mitsu an, ich solle nicht durchdrehen. Das war, als ich ihren Befehl, die Beobachtung zu beenden und zum Fahrzeug zurückzukehren, nicht sogleich befolgt hatte. Jonny verkroch sich in sich selbst. Er hatte als Fachmann ohnehin viel mehr Wachstunden als wir anderen. Luise nahm bei jedem Halt Gesteinsproben, die sie in den Zwischenzeiten grob analysierte, klassifizierte, wobei sie im Gemeinschaftsraum mitunter viel durcheinanderbrachte und beschmutzte. Sam und Josef übertrafen sich in der Sorge um das leibliche Wohl der Mannschaft, und ich half, so gut ich konnte. Ich fieberte dem Zeitpunkt zu, an dem das Signal von vorn

kam, daß Ausguck gehalten werden mußte. Ich war dann stets als erste draußen und hatte das Glas an den Augen, versuchte auch immer einen Blick auf die Bilder der Sonden zu werfen und sie im Modell einzuordnen. Ich knobelte sogar eine Systematik aus, die von allen begrüßt wurde und die uns gestattete, mit dem großen Teleskop mechanisch ein garantiert lückenloses Rundum-Panorama zu erfassen, ohne daß manuell etwas dazu beigetragen werden mußte. Und ich war es auch, die den Mut nicht verlor, die stets mit gleicher Intensität zu diesen Beobachtungen drängte, als die anderen ermüdeten, in der Routine und in der Erfolglosigkeit, vielleicht nachlässig werden würden...

Allmählich zehrte der Marsch an den Nerven. Man brauchte sehr viel Zuversicht, wenn man in dieser bizarren Welt daran glaubte, so etwas vergleichsweise Winziges wie ein zerschelltes Schiff zu finden.

Mehr und mehr bemächtigte sich meiner auch Mutlosigkeit, die ich durch eine Art Trotz auszugleichen trachtete.

Ein Blick aus einem der Fenster nahm jede Hoffnung. Da strebte es himmelan, verschmolz in schwindelnder Höhe mit braunem Wallen von Dämpfen, Wolken und

Vulkanstaub. Und das geklüftet und gefächert wie eine Zahnwalze. Es standen Felswände geneigt, fünfzig Meter hoch und nur fünf bis zehn Meter breit, Zyklopenmauern. Und es kostete schon Überwindung, an deren Fuß entlang zu laufen. Man müßte ganz anders ausgerüstet sein, mit Flugzeugen, mit Detektoren und tausend Leuten...

Wir gerieten in eine Phase, in der wir uns alle gewaltig zusammenreißen mußten, auch die, die der Computer nicht mit einer Unverträglichkeitszensur belegt hatte. Wir schwebten in diesem Abschnitt des Marsches stets in akuter Lebensgefahr. Nah und fern rauschten Gerölllawinen nieder, barsten, brandeten auf zu Gesteinsbarrieren. Wir wagten nun nicht mehr, den Weg frei zu sprengen, aus Furcht, die Felsen zu erschüttern und zum Einsturz zu bringen. So waren wir mehr und mehr gezwungen, wie die Altvorderen mit Brechstange und Flaschenzug den Weg zu beräumen oder große Brocken zu umgehen.

Mitsu wirkte dieser allgemeinen Mißstimmung, so gut sie konnte, entgegen. Ausguck gab Auftrieb, weil verbunden mit Zuversicht, und so ließ sie beim geringsten landschaftlichen Anlaß halten. Natürlich war

dies nicht reine Beschäftigungstherapie. Immerhin näherten wir uns dem berechneten Punkt, der Absturzstelle. Ja — ich dachte jetzt auch >Absturzstelle< und >zerschelltes Schiff<. Wie sollte ein Flugkörper auf diesem Teil der Venusoberfläche landen, selbst wenn er noch zu einem Landeanflug fähig gewesen wäre... Auch die Hoffnung, vielleicht doch noch einen der Besatzung lebend zu treffen, begrub sich in mir mehr und mehr. Ein Mensch, hier wochenlang mutterseelenallein, müßte wahnsinnig werden, glaubte ich.

Am sechsten Tag gerieten wir in eine Landschaft, die mit unserem Modell nicht im geringsten übereinstimmte. Eine Art flachen Kraters tat sich vor uns auf, umschlossen von abgeböschten Felswänden. Die Kegelfläche, die auf einen See zulief, lag geröllig und übersichtlich vor uns.

Wir kamen aus einer Klamm unvermittelt in diese Region, hielten überrascht, kletterten in die Anzüge und aus dem Fahrzeug, sahen, staunten.

Dann drehte sich der Kugelkopf Mitsus auf mich. >Wie alt sind die Karten, aus denen wir das Modell gemacht haben<, fragte sie nicht ohne Schärfe.

>Fünfzig, die ältesten.<

>Was fünfzig!<

>Jahre...<

Mitsu winkte mit der Hand ab, was soviel wie >drum< heißen mochte oder auch >laßt euch einpacken<.

Mir ging das in diesem Augenblick nicht nahe. Linker Hand, aus dem überdunsteten See, zog sich eine blaugrüne Zunge ein Viertel des flachen Hanges empor. Das verwunderte mich. Wie wohl das den Augen tat, die seit Tagen roten Fels, roten Fels, hie und da eine Quarz- oder Metallader, und wieder roten Fels aufnahmen.

Nun war uns natürlich bekannt, in den gemäßigten Zonen, im geologisch ruhigen Hochland und an anderen geschützten Stellen der Venus kamen durchaus niedrige Flora und sogar Fauna vor. Du weißt, Mark, es war eine Sensation, als ein Landeapparat in einer solchen Zone bei sechzig Grad Außentemperatur das Foto einer Art Urlibelle sendete. Aber selbst in den Niederungen, wo die Temperaturen sehr viel höher sind, gedeiht pflanzliches Leben. Daran hätte nach den Ergebnissen der ersten Sonden, die man zur Venus gesandt hatte, niemand geglaubt.

Ohne einen Befehl, ohne ein Wort, Mitsu

voran, gingen wir auf das Grün zu.

Es war weiter entfernt, als wir dachten, und höher, als wir vermutet hatten.

Im Grunde zarte gefiederte Gewächse, wie Spargel oder Schachtelhalme vielleicht, standen zu einem undurchdringlichen Dickicht, hüft- bis brusthoch. Und bevor wir es erreichten, übertrampelten wir zahllose fingerdicke Keime und Sprosse, also wucherte der Busch noch aus. Immerhin, die Außenthermometer zeigten siebenundfünfzig Grad Celsius.

Wir gingen am Rande der Buschzone entlang zum See. Wie eine Glocke stand Dunst über der Flüssigkeit, die wir für Wasser hielten, wölbte sich in vier bis fünf Meter Höhe. Darunterhin konnte man wie in einer Höhle bis zum zwei, drei Kilometer entfernten anderen Ufer blicken und — bis auf den grünwallenden Grund. Man hatte unbedingt den Eindruck, als wären die Gewächse draußen auf dem Hang diesem Grund entstiegen, denn das Dickicht setzte sich ununterbrochen vom Land bis auf den Boden des Sees fort.

Wie es dann geschah, kann ich nur vermuten. Es ging so rasch und alles beinahe gleichzeitig.

Ich weiß noch, daß sich Luise am Rand

des Sees im Winkel zwischen dem steinigen Uferstreifen und der grünen Hecke auf Knien niederließ, eine Hand eintauchte und rief: >Ich ebne diesen verdamten Berg ein, wenn das kein Wasser...< Es folgte ein gellender, langgezogener Schrei.

Nur aus dem Augenwinkel heraus hatte ich den dunklen Körper huschen sehen, der aus Richtung See, das Gebüsch teilend, blitzschnell hervorschoss, sich auf Luise warf, sie offenbar packte und mit ihr in das Wasser tauchte wie ein Geschoß, ohne viel Geräusch und Wallung.

Dann schrie Mitsu: >Nein, Jonny!<

Es planschte laut, Wellen leckten an unseren Füßen. Jonny tauchte mit kräftigen Schwimmstößen gegen das Luftpolster des Anzugs Luise hinterher.

Von diesem Moment an waren wir zu viert und blieben es.

Wir standen und starrten gelähmt in die Tiefe.

Die Wellen verzerrten das Bild, später quollen rote Wolken auf, die Sicht nehmend. Das Blut der Gefährten.

Aber bevor das eintrat, sahen wir entsetzt, ohnmächtig, nicht fähig, ein Glied zu rühren, wie dunkle, ovale Körper, ein halbes Dutzend vielleicht, mit paarigen Ruderfüßen

pfeilschnell aus dem Unterwasserdickicht drangen und die Körper der Gefährten zerstückelnd in den wallenden Dschungel zerrten — räuberische, übermetergroße Wasserkäfer.

Wir standen noch, als das Wasser vor unseren Füßen rot war, standen, bis wir wie aus einem Mund entsetzt aufschrien. Ein schwarzes Etwas tauchte unmittelbar vor uns auf, schnellte mit einer offenen sägezahnigen Zange auf uns zu. Wir rannten um unser Leben, strauchelten, stürzten.

Neben mir lief Josef, hinter mir keuchend Sam, zwei, drei Meter vor uns Mitsu.

Plötzlich wurde sie langsamer, riß an ihrem Gürtel, dann warf sie sich herum, stürzte lang hin, drehte sich im Fallen auf den Rücken, hielt kramphaft den Gesteinsstrahler umklammert und schoß in Dauerfeuer den Hang hinab. Wir überliefen sie, versuchten dann, es ihr gleichzutun. Josef war der nächste, dann ich, dann Sam. Wir schossen blindwütig, bar jeden Gedankens, schossen in einen Brodem hinein, eine Wolke aus Feuer, Rauch und Dampf, schossen, bis die Strahlen sichtbar und dünn wurden, die Akkumulatoren keine Kraft mehr gaben.

Unten erstarb das Zischen, hob sich die Wolke vom Boden, gab den Blick frei auf schwarze Schneisen im Grün, auf wirre Haufen des zarten Gewächses, auf weiter nichts...

Wir saßen und starrten, die erloschenen Strahler gesenkt, umkrampft.

Dann erhob sich Mitsu, sah durch mich hindurch und ging steif den Hang hinauf. Wir folgten, schritten, stolperten mit gesenkten Köpfen.

Wir schleusten uns ein. Mitsu klappte den Helm nach hinten, warf sich in einen Sessel, Sam lehnte sich an die Dusche, ich rutschte mit dem Rücken zur Wand auf den Boden. Josef stand wie ein Stock mitten im Raum.

Dann, nach einer langen Zeit, sagte Mitsu tonlos, ohne jemanden anzuschauen: >Wir kehren um...< Es klang nicht wie ein Befehl, noch nicht einmal wie eine Entscheidung. Sie sagte es unsäglich müde...

Niemand antwortete.

In mein Bewußtsein drang der Satz langsam. Wir kehren um. Wir kehren um? Nein, wir kehren nicht um! In mir bäumte es sich. Wir kehren doch nicht um! >Nein!< rief ich und stemmte mich rücklings die Wand hoch. >Jetzt erst recht nicht!< Und dann überfiel mich Verzweiflung. Ich legte die

Hände vor das Gesicht, begann zu schluchzen und rief dazwischen stoßweise:  
>Soll denn alles umsonst gewesen sein?<

Sie redeten behutsam, tröstend auf mich ein, aber es wurde deutlich, der Drang nach vorn war endgültig gebrochen. Sam ließ durchblicken, der Tod der beiden Gefährten wäre für einen Haufen Schrott doch wohl teuer genug. Und Josef meinte, er könne nicht mehr lange den nervlichen Verfall aller Beteiligten verantworten. Mitsu hörte sich das alles an, hielt sich jedoch zurück.

Trotz meiner Niedergeschlagenheit vernahm ich aus ihren Argumenten, sie glaubten nicht an einen Erfolg unseres Unternehmens, wahrscheinlich hatten sie nie daran geglaubt. Ich fand es unfair, vor allem den beiden Verunglückten gegenüber. Da hätte man die Aktion schon früher abbrechen können, müssen, und diese Opfer vermeiden.

In mir regte sich Trotz, ein wahnwitziger, selbstzerstörerischer Trotz. >Wenn ihr umkehren wollt — bitte. Dann gehe ich allein.<

Von diesem Zeitpunkt an schwiegen die beiden Männer. Sie warteten wie ich, daß Mitsu entschied. Sie tat in dieser Situation das einzig Richtige. >Wir bleiben hier,

machen ihnen ein Grab... Morgen werden wir weitersehen.< Und sie klappte den Helm über den Kopf, ging in Richtung Schleuse. Ich war Mitsu in diesem Augenblick unendlich dankbar und folgte ihr sofort, während Sam und Josef zögerten, sich dann jedoch anschlossen.

Aber ans Werk gingen wir nicht, noch nicht. Es war, als schaute jeder nur widerwillig hinunter in das Tal. Der See lag ruhig, friedlich. Aus dem Gebüsch kroch ein Dunst, der die Narben unseres sinnlosen Geballers kaschierte. Nicht zu fassen, daß dort so Schreckliches geschehen war.

Mitsu begann mit steinernem Gesicht eine Sonde vorzubereiten und zu starten. Erst als der Haspel angeschlossen werden sollte; packten wir mit zu. Selbstverständlich mußten wir den Vorfall melden. Doch zunächst fragte ich, als die Verbindung zur Station hergestellt war, ob dieser Kratersee bekannt sei. Es dauerte eine Weile, bevor man antwortete, er wäre auf einer der neuesten Luftbildaufnahmen auszumachen. Ob von einer Fauna etwas bekannt sei? Die Frage wurde verneint, das Vorhandensein von Insekten jedoch nicht ausgeschlossen. Und da legte Mitsu los, daß wir drei erschraken. So hatten wir sie noch nicht

kennengelernt. Daß wir zwei Gefährten verloren hatten, erwähnte sie eigentlich nur im Nebensatz, die Ursache dafür sah sie, jedenfalls argumentierte sie so, in einer ungeheuer schlampigen Erkundung. Zum Schluß forderte sie sofortige Information des Erdleitzentrums und geeignete Maßnahmen, die ein weiteres solches Drama ausschlössen. Damit unterbrach sie die Verbindung, ließ die anderen im unklaren über das weitere Vorgehen der Expedition. Bevor sie aber die Apparatur abschaltete, stellte sie die Frequenz des Peilsenders ein, den man für uns im vermeintlichen Zielgebiet abgesetzt hatte. Seine Signale drangen überlaut aus dem Empfänger, so daß ich mich aufgefordert sah, mich umzusehen, ob der Sender nicht vielleicht neben unserem Läufer stünde.

Dann lud Mitsu ihren Strahler, wir taten es ihr gleich, und wir schritten zum Ufer, mieden die Nähe des Gebüsches, wurden immer langsamer, eher ängstlich als vorsichtig.

Nichts regte sich. Das Wasser war ruhig und wieder klar. Im Dunst über den Pflanzen kräuselte ein wenig Rauch, einige Stengel schwelten noch. In Ufernähe auf dem Wasser aber trieb lufterfüllt das nach unten

zerfranste Teil eines Skaphanders. Aber jeder konnte deutlich sehen, daß es nur dieser Materialfetzen war, der dort schwamm...

Mitsu wies an: >Paß du auf, Sam... komm!<

Dann sah sie sich um, ging ein paar Schritte und versuchte, aus dem Geröll eine Gesteinsplatte herauszuheben. Josef und ich faßten zu, wuchteten den Brocken hoch, stützten ihn — Mitsus Absicht erkennend — von hinten mit Geröll ab. Und in den Stein schmolzen wir mit einem Strahler die Namen unserer toten Gefährten, das Datum und den Hinweis: >Auf der Suche nach der Lux drei.<

Einmal während dieser Arbeit rief uns Sam unter allen Anzeichen größter Vorsicht ans Wasser. Dicht über dem Grundbewuchs zog sehr deutlich sichtbar ein schwarzer Käfer mit zwei mächtigen Ruderfüßen. >Wie ein Gelbrandkäfer...<, flüsterte Josef bitter und tief beeindruckt. Nur, dieser Käfer hier war hundertmal größer, mindestens einen Meter lang. Es waren einige jener Wasserinsekten, die mit den ersten bemalten Schiffen auf der Venus zu Versuchszwecken ausgesetzt worden waren, sich dort, ihr habt es in der Schule

gelernt, Mark, ungeheuer vermehrten und entwickelten, sich schließlich der Kontrolle entzogen. Sie ernähren sich von den einheimischen niederen Pflanzen, aber auch kannibalisch. Aus heutiger Sicht war das ein unverantwortlicher Versuch...

In aller Eile, aber mit gebotener Sorgfalt, vollendeten wir das Denkmal.

Wir sprachen an diesem Tag nicht viel. Die Stimmung war gedrückt.

Ich fühlte mich hundeeelend, zweifelte innerlich am Sinn unseres Tuns, verzweifelte. Durfte ich die Gefährten mit meiner sturen Haltung nötigen? War unsere Expedition nicht wirklich sinnlos geworden? Freilich, wir mußten dem Schicksal des gestrandeten Flugkörpers nachgehen, mußten Gewißheit erlangen. Aber unter solchen Opfern?

Es war ein Unfall! Oder eine Herausforderung? Morgen konnte eine Felswand einstürzen, uns alle unter sich begraben. Auch ein Unfall! Leichtsinn? Die Gegend war für eine solche Art der Durchforschung nicht geeignet. Aber eine andere Möglichkeit gab es gegenwärtig nicht. Es war eben so, der Aufwand wird vom Ziel, vom zu erwartenden Ergebnis geprägt. Auf der Venus wird stets ein Risiko

bleiben...

Wir gingen meine Gedanken, drehten sich im Kreise. Aber eines bohrte: Ich will Gewißheit, will wissen, was aus ihnen, aus Dirk, geworden ist. Ein Abbruch bedeutet jahrelanges Verschieben, wenn nicht Aufgeben... Zweifel, Zweifel würden mich bis ans Ende meines Lebens plagen.

Trotzdem war ich am nächsten Morgen nach einer schlecht verbrachten Nacht bereit, meine Meinung zu revidieren, auf die Gefährten keinen Druck auszuüben.

Nach dem Frühstück fragte uns Mitsu, und sie sah jedem ernst und lange ins Gesicht: >Wer möchte, daß wir abbrechen?<

Keiner rührte sich, sagte etwas.

Ich starnte auf den Tisch. In meiner rechten Hand spürte ich einen Drang, sie hochzuheben. Aber ich tat es nicht.

>Gut<, Mitsu schloß bereits ab. Man konnte ihr nicht ansehen, welche Meinung sie vertrat, ob sie ein solches Ergebnis erwartet hatte und was geschehen wäre, hätte sich einer entschlossen, für den Abbruch der Expedition zu stimmen. >Gut<, setzte sie noch einmal hinzu. Es klang ein wenig wie ein Seufzer. Dann straffte sie sich. >Ich ordne folgendes an: Wenn wir uns

vom Fahrzeug entfernen, gehen wir am Seil. Wenn draußen gearbeitet wird, auch in der Nähe des Läufers, bezieht einer von uns Posten. Es ist das Wenigste, was wir machen können.< Das letzte sagte sie leise, nicht mehr im Befehlston.

Eine Stunde später brachen wir auf. Mitsu und Josef vorn, Sam und ich hinten. Mein Blick verfinsterte sich an dem Stein, bis sich eine Felsnase zwischen ihn und den Läufer schob. Wir krochen die Geröllhalde hoch bis in das Randgebiet des Kraters. Von oben sahen wir noch einmal den See. Wie eine friedliche, labende Oase lag er da, einladend mit seinem Grünstreifen. Wir starteten eine Antennensonde, teilten knapp mit, daß wir die Suche fortsetzen. Dann nahm uns ein Canon auf, wir hatten ihn nach unserem Modell >Schlauch< getauft, der uns in eine Trümmerzone auf einer Hochebene führte, in das >Steinfeld<. Und dort sollte die Sonde der Station einunddreißig niedergegangen sein.

Die Wände des Canon wurden niedriger. Gerölle nahmen zu. Schließlich ging es über eine Halde mächtiger Quader aus der Schlucht hinaus. Wir standen am Rand des Steinfeldes, und Mitsu gab das Signal zum Anhalten.

Der Name Steinfeld charakterisierte das riesige Gebiet, das vor uns lag, nurdürftig. Die >Steine< erreichten Höhen bis dreißig, vierzig Meter, und sie lagen dicht an dicht, kantig. Aus den Klüften und Höhlen stiegen Dämpfe, die sich vereinten und übergangslos den wallenden braunen Himmel bildeten.

Ich sah Mitsu einen Augenblick die Hilflosigkeit an, die einen jeden von uns befallen hatte.

Unmittelbar vor uns ragte die Ecke eines mächtigen quaderförmigen Blocks wie eine dreiseitige Pyramide in die Höhe. Die uns zugewandte Seite war flach genug, um sie erklimmen zu können. Wir seilten uns an und stiegen auf.

Was wir oben gewahrten, verschlimmerte den Eindruck noch, den wir bereits unten gewonnen hatten. Das mittelhohe Gebirge, aus dem wir kamen, ging, soweit das Auge reichte, in das Steinmeer über, dessen Ende wegen des herrschenden Dunstes nicht auszumachen war. Vor uns funkte die Sonde, nach der Intensität höchstens noch sechs bis sieben Kilometer entfernt.

Weder das Fernrohr noch der Radarstrahler brachten einen Anhaltspunkt über eine Anomalie, die vielleicht mit dem

gesuchten Ziel in Zusammenhang gebracht werden konnte.

Wir ließen abermals die Ballonsonde steigen, nahmen Verbindung mit der Station auf, ließen Beileidsbezeugungen und sinnlose Ratschläge unbeantwortet über uns ergehen. Die Verständigung, schon an den Vortagen schlechter geworden, war diesmal miserabel. Wir ermittelten unsere genaue Position und stellten dann das Gespräch ein.

Zum ersten Mal sollte der Metalldetektor eingesetzt werden, der nur eine kurze Strecke zu überstreichen imstande war. Wir ließen ihn an einem Ballon auf.

Vor uns, linker Hand, drei Kilometer entfernt, wurde ein metallischer Reflex registriert!

Nur der Umsicht von Mitsu war es zu danken, daß wir nicht sofort nach unten und in die Trümmer hinein rannten. Wie weggeblasen alle Resignation und Kleingläubigkeit. Mitsu ließ den Detektor zu Ende schwenken; ein weiterer Reflex blieb aus. Dann wurden die Geräte sorgfältig verpackt. Mitsu faßte mit zu, schoß eigenhändig eine Feldsonde in Richtung auf den Reflex, was wir übrigen beschämten beobachteten. Wir hätten diese wichtige

Orientierungsmaßnahme vergessen.

Mit dem Läufer fuhren wir weiter.

Wieder steuerten Mitsu und Josef.

Aber Sam und ich spürten, über kurz oder lang würde die Maschine dem Gelände nicht mehr gewachsen sein. Es ging sehr, sehr langsam vorwärts und in beängstigenden Schräglagen. Das Schlimmste aber, der Läufer hatte einige Male die Krallen nicht fest genug in manchen Steinblöcken verhaken können. Wir rutschten etliche Meter seitlich ab. Mitsu mußte den Computer zeitweise ausgeschaltet haben, er hätte in diesen Situationen das Vorwärtsschreiten verweigert.

Wir wunderten uns deshalb nicht, als schon nach kurzer Zeit abermals das Haltesignal ertönte. Mitsu rief von vorn her: >Große Ausrüstung, wir gehen zu Fuß.<

Es waren die schlimmsten drei Kilometer, die ich je in meinem Leben zurückgelegt hatte. Josef und Mitsu waren im Bergsteigen nicht unerfahren, Mitsu ging hinten, Josef vorn, wir Neulinge in der Mitte, ich als Vorletzte. Wie ich es eigentlich geschafft hatte, weiß ich nicht. Es war ein ewiges Auf und Ab, ein Springen und Rutschen, Hangeln um Vorsprünge, ein Verbiegen und Strecken des Körpers im schweren Anzug,

behängt mit allerlei Gerät.

Als ich mir sicher war, ich würde keine zehn Schritte mehr bewältigen können, lagen noch etwa fünfhundert Meter vor uns. Ich mußte um eine Rast bitten. Mitsu runzelte die Stirn, aber sie stimmte zu.

Längst hatten wir die von Mitsu eingeschossene Feldsonde erreicht, ohne sie zu sehen. Sie lag in einem Spalt, aber sie sendete.

Wir rasteten auf einer Platte, die sich rissig und in voneinander abgesetzten Schollen wie eine Riesentreppe fortsetzte. Deutlich ließen sich Sedimentschichten erkennen. Danach mußte das Plateau aus einer unvorstellbar hohen, umgestürzten Steilwand entstanden sein; denn es sah aus, als verliefen die Schichtgrenzen vertikal wie bei einem liegenden Stück Torte. Ich dachte an Luise, die ihre Freude an diesen so offenliegenden Innereien des Planeten gehabt hätte.

Aber uns spielte diese Tatsache einen üblichen Streich.

Wir mußten bereits dem Zielgebiet sehr nahe sein, als Josef plötzlich stehenblieb, ohne die vor ihm Gehenden der Seilschaft zu warnen, so daß wir ihn beinahe umgerissen hätten und der Gurt mir

schmerhaft in den Leib schnitt.

Mitsu rief unwillig: >Was ist denn!<

Josef antwortete in einem Ton, der sein abruptes Handeln rechtfertigen sollte: >Kommt her — oder schaut nach unten.<

Wir taten es. Eine unscheinbare, mit rundlichen, kleinen Geröllen durchsetzte Sedimentschicht bildete den Boden, auf dem wir schritten.

Ich sah nichts Besonderes. Wollte er aufmerksam machen, daß hier einmal ein Meer oder ein sumpfiges Tal, ein großer Fluß gewesen sein mußte, damit es überhaupt zur Sedimentation kommen konnte? Soviel geologischen Verstand konnte er schon bei jedem von uns voraussetzen.

Da bückte sich Sam vor mir, pickerte im Fels herum und hob etwas, mit den klobigen Handschuhen hatte er Schwierigkeiten, vor das Helmfenster. >Nuggets<, stellte er fest, so selbstverständlich, als seien Nuggets das Natürlichste, was einem auf der Venus begegnen könnte.

Mitsu schritt, soweit das Seil es zuließ, weiter, den Kopf gesenkt. Dann hakte sie sich ab, ging noch einige Schritte, kniete nieder und sagte inbrünstig: >Scheiße.< Sie setzte sich, legte die Arme um die Knie und

den Helm darauf. Ich begriff ihre Reaktion nicht. Freilich, so dachte ich, im Augenblick waren wir nicht auf die Entdeckung von Lagerstätten aus. Aber es war nicht unbedeutend, was da unter unseren Füßen lag, und Gold war ein so wertvolles Metall, daß sein Abbau sicher auch auf der Venus lohnte. Ich sah mich um. Überall lugten halbrund die schmutziggelben Kügelchen aus dem Gestein. Und irgendwo in der Nähe mußten sich die Schichten fortsetzen.

Ich verstand Mitsu nicht. Warum war sie so verzweifelt? Doch auf einmal fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Soweit im Dunst das Vorausliegende einzusehen war, schimmerte es samtig mattgelb. Die Metallkonzentration nahm also noch zu. Und das war es, was der Detektor angezeigt hatte. Wir waren in die Irre geleitet... Mir blieb buchstäblich der Ruf im Halse stecken.

Was nun in den nächsten Tagen folgte, war eine unsagbare Plagerei. Noch zweimal wurden wir genarrt von Metalleinlagerungen, nicht nur sedimentären, sondern auch vulkanischen Ursprungs. Wir sprachen kaum miteinander, rasteten, liefen, kletterten, taten das Allernotwendigste. Mitsu verkürzte die Etappen, gestattete aus rationellen Gründen die Übernachtung außerhalb des

Fahrzeugs, so daß wir nicht jedes Mal dorthin zurückkehren mußten. Daraus erwuchsen uns andere Probleme, zum Beispiel solche der Hermetik, der persönlichen Ver- und Entsorgung. Dreimal hatten wir den Läufer umgesetzt. Das Steinfeld war ein Oval in dem Gebirgshochland; die von der Station gesetzte Sonde stand tatsächlich etwa in seiner Mitte. Wir teilten das Gebiet in drei Sektoren ein und betrieben die Suche so einigermaßen systematisch — in der Theorie. Doch praktisch waren wir oft zu großen Umwegen gezwungen, und zwischen den Routen, die wir einschlugen, von der Peripherie strahlenförmig zur Mitte, blieben Abstände in Kilometergröße, also Raum genug, um eine ganze Raumschiffflotte zu verfehlen. Immer mehr trat das Aussichtslose der Unternehmung zutage, aber keiner sprach es aus, auch dann nicht, wenn er aufs höchste angestrengt und erschöpft an den Rand der Selbstbeherrschung geriet.

Schon den zweiten Tag stürmte es.

Als Venus-Neuling hätte ich angenommen, mit aufkommendem Wind würde sich die Sicht verbessern. Das traf nicht zu. Die aufsteigenden Dämpfe wurden

wie Pulverschnee über die Steine getrieben, der Himmel senkte sich scheinbar herab, wir sahen noch weniger weit voraus als vordem. Die Gefahr des Verirrens wurde akut, auch wenn wir die Rufe der Hauptsonde und die von zusätzlichen gesetzten Sendern hatten sowie das Peilzeichen des Läufers ständig abrufbereit hielten. In Schluchten und Klüften zwischen den Brocken jedoch riß mitunter der Empfang ganz und gar ab. Unser Kleinballon ging bereits in den ersten Stunden im Sturm durch eine Unachtsamkeit Sams verloren.

Das Vorankommen wurde noch schwerer. Wir strebten in einer flach verlaufenden Klamm nach oben. Im Felsen hatte sich der Wind verfangen. Es heulte und fauchte, daß wir die Außenmikrofone zurückregelten. In der Rinne war es ruhiger, es kam kein stetiger Sturm von vorn, der uns zusätzliche Kräfte abverlangte.

Ich hatte es satt, gründlich satt. Die Aufgabe war mir so gleichgültig, verhaßt geworden, daß ich jederzeit und mehrmals inbrünstig >ja< gerufen, wenn mich Mitsu gefragt hätte, ob ich aufgeben wollte. Längst war mir klar, hier konnte keiner, noch dazu schlechter ausgerüstet als wir, viele Wochen überleben. Aber Mitsu fragte nicht. Sie

kämpfte verbissen, wollte offenbar nicht zeigen, wie ausgepumpt und erschöpft auch sie war. Und sie fragte wohl deshalb nicht, weil sie wußte, diese Frage bedeutete das Scheitern unserer Expedition, für die sie die Verantwortung trug. Außerdem war der Tag ohnehin nicht mehr fern, an dem wir umkehren mußten, unsere Vorräte gingen zu Ende! Und aus diesem Grund eine Unternehmung abzubrechen, war nicht ehrenrührig, war keine Kapitulation. So dachte ich, daß Mitsus Strategie wäre; denn daß sie noch an einen Erfolg glaubte, konnte ich mir nicht mehr vorstellen.

Wieder erreichten wir in den Felstrümmern eine Art Plateau. Der Wind griff uns in aller Härte, es war, als liefen wir gegen eine Gummiwand.

Hinter einem Brocken blieben wir ohne Kommando stehen. Mitsu zeigte sich unentschlossen. Sie nestelte an Geräten herum.

Sonst in gleichen Situationen, wenn wir einen anderen Geländeabschnitt erreicht hatten, ließen wir den Ballon steigen, führten wir die Routinemessung durch. Wir hatten keinen Ballon mehr, und bei diesem Wind wäre es auch nicht möglich gewesen, ihn zu benutzen.

Wir standen eng aneinander. Der Fels bot nur ungenügend Schutz. Mitsu setzte sich. >Wir rasten<, sagte sie.

Plötzlich beugte sich Sam zu ihr herab, faßte den Metalldetektor, der an ihrem Gürtel hing, hob ihn an sein Helmfenster und betrachtete überrascht dessen Skala. >Schaut euch das an!< rief er. >Einen solchen Ausschlag hatten wir noch nie. Vielleicht ist der gesamte Klotz aus Gold<, scherzte er und hieb mit der flachen Hand auf den Stein.

In der Tat, der Ausschlag des Zeigers war beträchtlich, und in unserer unmittelbaren Nähe mußte die Quelle sein. Aber das riß uns nicht aus der Gleichgültigkeit. Viermal waren wir kilometerweit hinter Anomalien, die das gleiche Gerät sehr zuverlässig entdeckt hatte, hergelaufen. Mitsu sagte daher folgerichtig: >Nach dem Essen.< Und sie legte den Detektor zur Seite.

Auch nach dem dürftigen Mahl hatten wir es nicht eilig. Wir prüften sorgfältig die Ausrüstung, zurrten die Geräte fest. Keiner war darauf aus, sich abermals dem Sturm auszusetzen, keiner hatte das Bedürfnis, den geschundenen Körper aus der bequemen Lage zu bringen.

>Also<, sagte dann Mitsu. >Wir

untersuchen das, und dann gehen wir in dieser Schlucht zurück.< Sie zeigte es uns auf der Karte. >Wie verabredet... Das Tagespensum ist so kleiner als sonst, aber der Sturm...<

Der Detektor lenkte uns auf das zerklüftete Plateau hinaus, direkt zu einem bizarren Felsabriß, der steil in die Tiefe führte und aus dem Dämpfe stiegen, die oben, dort wo der Wind sie griff, in unheimlichen Strudeln wallten. Der Boden des Abgrundes blieb im Ungewissen.

Da unten oder in der Wand befand sich eine Metallkonzentration, vielleicht ein vulkanischer Schlot mit einer Vererzung oder wieder eine Goldseife. Es war egal. Aber wir mußten uns vergewissern.

Wir standen unschlüssig gegen den Wind gestemmt an dieser Kante.

>Na<, sagte Mitsu und sah uns an. Es sollte aufmunternd klingen.

Sam warf einen kopfgroßen Stein in die Tiefe, verfolgte mit dem Elektroniklot sein Gepolter. >Mindestens fünfzig Meter<, sagte er.

>Also los<, Mitsu warf einen prüfenden Blick auf mich. >Wally bleibt oben. Josef geht vorn, Sam in der Mitte, ich hinten. Wally, du hältst dich bereit, auf Anforderung

von uns Geräte abzuseilen. Wir lassen das meiste hier. Sei aber vorsichtig, das ist nicht einfach in dem Sturm!<

>Aber...<, protestierte ich.

Sie legte mir die Hand auf die Schulter.  
>Du würdest uns dort nicht nützen. Und es ist Routine...< Ich wußte in diesem Augenblick, sie hatte den Erfolg längst abgeschrieben. Ihre Augen, ihre Stimme sagten es mir.

Ich nickte, sortierte und sicherte die Geräte, deren sich die drei Gefährten entledigten, legte sie wie die Seilrolle griffbereit.

>Länger als zwei Stunden dauert es nicht<, sagte Mitsu, und es sollte munter klingen.

Als nur noch der Kopf über die Kante des Abrisses ragte, winkte sie mir lächelnd zu. Ein Bild, das ich nie in meinem Leben vergessen werde: Ihr orangefarbener Skaphander als einziger Farbtupfer in dem grauen Gemisch aus Fels, Dampf und Himmel. Inmitten einer bizarren, lebensfeindlichen Umwelt ihr Lächeln, ihr freundlich rundliches Gesicht mit den Mandelaugen hinter der Scheibe...

Ein paar Augenblicke ordnete und sortierte ich noch, dann saß ich und

lauschte. Ab und an hörte ich einen Ruf, das Schlagen des Pickels, wie gelegentlich ein Stein rollte. Aber ich konnte mich im Geheule des Windes auch täuschen.

Und dann traf mich der lange gellende Schrei, ein mächtiges Poltern über meinem Helmlautsprecher, nichts mehr. Totes Summen in den Apparaten.

Ich weiß nicht, wie lange ich saß, unfähig, mich zu rühren. Schließlich begann ich zu rufen, zaghaft noch: >Mitsu...?< fragend, angstvoll, dann schrie ich, brüllte auch die Vornamen der beiden anderen Gefährten. >Mitsu, Sam, Josef...< Meine Stimme überschlug sich.

Verzweiflung packte mich. Tränen stürzten mir aus den Augen.

Ich schleppte mich zum Abgrund, starre, schrie hinunter, in die Dunstfülle hinein.

Auch als ich das Außenmikrofon abschaltete, um das Fauchen und Jaulen des Windes nicht zu hören, ließ sich absolut nichts vernehmen.

Ich begann eine hektische Aktivität. Doch bei aller Verzweiflung ging ich nicht unüberlegt vor. Ich nahm mein Seil auf, achtete, daß es sich nicht verhedderte, und begann etwa in Meterabstand Schlaufen hineinzubinden. Fünfzig Meter hatten wir

ermittelt.

Das Seilende schlang ich um den Gesteinsbrocken, lief gegen den Sturm zur Bruchkante, nahm einige Geräte — vor allem etwas Trinkbares und den Medizinkasten — auf und stieg über den Abriß.

Es ging zunächst über einen Steilhang, der das Seil eigentlich noch überflüssig machte. Trotzdem setzte ich Fuß für Fuß in die Schlaufen. Am Ende des Hanges erreichte ich eine Stelle, an der lose einige handgroße Gesteinsplitter hingen, einige Brocken sich lösten, als sich mein Seil über die Kante verschob. Ein frischer Abriß...

Ich biß die Zähne aufeinander, daß es schmerzte, suchte eine Stelle, die mir einigermaßen vertrauenswürdig aussah, sicherte mein Seil in einem Spalt und stieg über eine Steilwand ab. Dabei sah ich nur so weit nach unten, wie es der Abstand zur nächsten Fußschlaufe erforderte, fädelte mich ein, führte bewußt die Hand nach und ließ dann den Körper absinken.

Einen Augenblick wurde es mir übel, als ich einen Überhang passierte und frei hängend weiterklettern mußte. Ich geriet ins Pendeln, löste dabei über mir mit dem aufliegenden Seil Gesteinbrocken, die links

und rechts von mir hinunterstürzten, mich trafen... Aber sie verrieten mir, ich würde bald die Sohle oder eine größere Plattform erreichen.

Es war die Sohle, eine Trümmerhalde, die sich klirrend in Bewegung setzte, als ich sie betrat.

Der Dampf, der aus dem Grund stieg, war hier nicht so dicht. Erst über mir vereinigte er sich mit dem aus den Wänden zu einer den Canon erfüllenden gräulichen Masse.

Ich fand sie alle drei, zwanzig Meter von meinem Standort entfernt, fast am Fuße des Hanges und halb bedeckt von Trümmern. Das Seil verband sie noch...

Mehr rutschend, mein Seil durch die Hand gleiten lassend, erreichte ich sie. Ich heulte laut und rief unter Tränen, die mir die Sicht nahmen, immer wieder ihre Namen.

Ich wuchtete viel zu schwere Steine beiseite. Als ersten fand ich Sam. Er starnte mich aus schräg geweiteten toten Augen an. Seine Helmscheibe zeigte einen Riß. Ich ließ ihn zurücksinken, eilte zum nächsten Gefährten, Mitsu. Die Augen waren geschlossen, ihr Gesicht war freundlich, ein feines hellrotes Fließ sickerte aus ihrem Mundwinkel. Ich warf mich über sie, schrie, krallte die Hände in die Steine, beruhigte

mich nur langsam. Dann schleppte ich mich zu Josef. Seine Beine und eine Hand ragten aus dem Geröll. Eine bloße Hand. Ich rührte keinen Stein an, ersparte mir das dritte tote Gefährtengesicht...

Es ist mir nicht möglich, Mark, anzugeben, wie lange ich irgendwo zwischen den Toten auf Trümmern gesessen und mich meinem Schmerz hingegeben hatte. Ich dachte die tausendmal gestellte Frage: Warum! Und es war, als stünde der Kosmos still. Weiter dachte ich nicht, nicht an die Zukunft, nicht, was wohl aus mir werden würde, allein in dieser Wildnis.

Später rappelte ich mich mühsam auf, schleppte wie mechanisch erst Sam, dann Mitsu zu Josef,bettete sie nebeneinander und begann Steine über die Gefährten zu häufen, eine Pyramide.

Erst allmählich dachte ich daran, daß ich einmal würde wieder nach oben steigen müssen, und ich zwang mich, meine Umgebung bewußter wahrzunehmen. Aber zunächst überwand ich mich, ein wenig zu essen, zu trinken. Dann wollte ich meine traurige Pflicht zu Ende bringen, schaute mich nach einem größeren flachen Stein für eine Inschrift um. Ich erblickte etwas am Rande der Halde, das ich für geeignet hielt,

schritt darauf zu und stand dann vor einem an den Rändern bizarr verformten und zerfransten Blechfetzen, grau und genarbt.

Kindisch, gedankenträge stieß ich mit dem Fuß danach. Das Blech geriet in Bewegung, schepperte. Ich ließ mich in die Steine gleiten, legte den Helm auf die Knie und lachte und weinte verzweifelt. Ab und an hieb ich auf das Metall oder strich mit den Handschuhen über den scharfen Grad, hörte auf das Geräusch...

Ich rannte in den Canon hinein, von Quader zu Quader, brachte einige und mich aus dem Gleichgewicht, sah gezwungenermaßen auf den Boden, auch in der Hoffnung und Absicht, noch mehr von diesem Metall zu entdecken.

Das Gehopse trieb ich, bis mich Atemmangel zu verhaltenem Vorgehen zwang. Ich blieb stehen, hätte mir gern den Schweiß von der Stirn gewischt, und es wurde mir bewußt, mit meinem törichten Verhalten hatte ich gegen mehrere Gebote des Raumreglements verstößen.

Von diesem Augenblick an begann ich wieder in gewohnter Weise, vielleicht schärfer noch, zu denken, zu kombinieren.

Ich sah mich langsam und aufmerksam um. Zweifellos befand ich mich in einer sehr

regelmäßig gebildeten Schlucht, in einem Canon, der Teil eines Staffelbruches zu sein schien. Aus den senkrecht anstrebenden Wänden quollen Wolken. Und aus diesem drieselnden Dampf, der sich oben zu einer Watteschicht zusammenballte, glotzte wie drohend ein riesiger, regelmäßiger Körper, der Bug der >Lux<, fast direkt über mir.

In dieser Sekunde sackte ich zusammen. Mir wurde es schwarz vor den Augen, ich konnte mich noch abstützen, bevor es mich auf die Steine warf.

Als ich zu mir kam, ich weiß nicht, wie lange ich so gelegen hatte, arbeitete mein Gehirn nach einem leichten Benommensein exakt wie ein Computer.

Der Bug des Schiffes — oder das, was ich von ihm sah — war wenig beschädigt. Seine Lage aber deutete darauf hin, daß der übrige zylinderförmige Rumpf schräg nach oben stehen müßte. Ein Widerspruch, denn wäre die >Lux< mit dem Bug aufgeschlagen, hätte dieser ganz anders aussehen müssen.

Links von meinem Standpunkt lag der Schiffskörper am Fels an. Dort gelangte ich mit einiger Mühe, mich wie in einem Kamin abstützend, nach oben und auf den Rumpf hinauf. Eigenartigerweise liefen meine Gedanken und das, was ich tat,

programmhaft exakt. Zweifel, Nervosität, Spannung, Hektik gar überfielen mich nicht. Ich fand noch nicht einmal die Zeit, mich darüber zu wundern. Das Schiff lag flach, ich konnte ohne Mühe abwärts schreiten, zum Bug, zu den oben liegenden Fenstern. Lange hielt ich mich nicht auf, umkreiste den kanzelartigen Aufbau, bemerkte nichts, was auf einen Menschen hingedeutet hätte.

Dann stieg ich wieder hinunter in den Canon, holte mir das Seil der toten Gefährten, erklomm erneut das Schiff, verschnaufte und ging diesmal rumpf aufwärts, zum Zentraleinstieg. In den Dämpfen wäre ich beinahe über den plötzlich klaffenden Abgrund hinausgeschritten und abgestürzt. Der Schiffskörper war an dieser Stelle bizarr auseinandergerissen. Und mir war sofort klar, diesen Absturz hatte ganz sicher niemand überlebt, vorausgesetzt, er hatte sich zum Zeitpunkt des Aufschlages noch im Schiff befunden.

In dem herausragenden Gitterwerk, den Blechzacken und zerrissenen Böden und Einbauten, konnte ich gut nach unten klettern. Und dann sah ich nicht weit entfernt hinter einer Bodenwelle, einem Grat, der den Grund des Canons querte, den zweiten

Teil der >Lux<. Und mir schien, als wäre dieser nach dem Heck geneigt. Die runde Öffnung aber war schwarz und verkohlt, Teile geschmolzen, ausgebrannt...

Ich stand zwischen den beiden Abrißstellen, dort, wo der Schiffskörper auf dem Fels auflag. Ich kam mir so verloren vor, so nichtig angesichts der Gewalt, die hier gewirkt hatte, und der eigenen Ohnmacht...

Unentschlossen wartete ich eine Weile, zwang mich zur Konzentration und versuchte mir das Aufbauschema des Schiffes ins Gedächtnis zu rufen. Mich hielt nun doch eine unbestimmte Scheu zurück, mir die letzte Gewißheit zu verschaffen...

Nicht weit hinter dem Leitstand im Bug lagen die Mannschaftsräume. Das war so wie auf unserem Schiff, die >Lux< unterschied sich nur unwesentlich von dem, mit dem wir gekommen waren. Es würde mir also nicht schwerfallen, mich zurechtzufinden...

Ich kletterte unter Mühen — zunehmend spürte ich, wie meine physische Kraft schwand — hinan bis zum Hauptkorridor, bog einige Verkleidungsfetzen zu Seite und stieg ein.

Als ich zur anderen Teilhälfte der >Lux<

hinüberblickte und ein Wirbel den Dunst verdünnte, war mir, als läge drüben, wo sich der Korridor fortsetzte, ein dunkles Etwas, so groß wie ein Mensch...

Vorsichtig ging ich nach unten. Der Korridor fiel nicht nur leicht ab, er lag auch noch schräg nach der Seite. Es machte Mühe, die Füße zu setzen. Was von außen nicht so deutlich wurde: überall zeigten sich Spuren des Stauchers. Geborstene Rohre, geplatzte Verkleidung, gebogene Träger zwangen zum Ausweichen. Aber ernstlich behindert wurde ich nicht. Die Tür zum Leitstand klaffte. Ich sah flüchtig hinein, erwartete nicht, etwas Unvorhergesehenes zu entdecken. Daß ich zuerst hierher ging, bedeutete nur Verzögern, Hinausschieben...

Dann faßte ich Mut, biß auf die Zähne und zwängte mich durch die klemmenden Luken, die zum Zugang in das Unterdeck führten, zum Wohntrakt. Auf dem Wege dorthin traf ich eine schlimmere Verwüstung, die, je tiefer ich kam, zunahm.

Die Wohnräume fand ich — leer, menschenleer. Persönliche Habe, Kleidungsstücke lagen vor und unter den gebrochenen Möbeln, aber ich hatte den Eindruck, als seien auch vor dem Unglück die Räume nicht bewohnt gewesen.

Sollte...?

Die >Lux<-Mannschaft war die erste, von der abwechselnd zwei Mann über kleinste Zeiträume versuchsweise in Anabiose zu bringen sollten, im Winterschlaf. Ungefähr wußte ich, wo sich der dafür eingerichtete Trakt befand. Nun schon eiliger, versuchte ich dorthin zu gelangen. Zweimal mußte ich umkehren, einen anderen Weg wählen, weil Trümmer und die Fahrkabine des Lifts mir den Zugang sperrten. Dann aber stand ich vor der Tür, hinter der ich die Schlafkabinen glaubte.

Das Blatt, verbogen zwar und aus dem Falz gesprungen, klemmte im Schloß. Ich mühte mich einige Minuten, dann schmolz ich mit dem Strahler den Riegel entzwei, stieß den Eingang auf, gefaßt auf Schlimmes.

Die Schlafkojen schienen intakt zu sein.

Mir stockte der Puls. In den Inkubatoren lagen sie, die Menschen der >Lux<...

Ich stürzte an die erste Sichtscheibe. Das Gesicht dahinter erkannte ich nicht. Aber mein unsinniges, aufflammendes Hoffen erstarb. Die Spannung in mir erschlaffte. Einen Menschen in Anabiose, im Tiefschlaf, hatte ich noch nie gesehen. Aber der hier, das war sicher, schlief den tiefsten Schlaf.

Der Mensch vor mir war tot!

Und ich registrierte: Die Lebensstränge — Sauerstoff-, Strom- und Nährsubstratsleiter — hingen lose, abgerissen an der Koje. Und selbst wenn sie nicht beschädigt gewesen wären: Kein System des Schiffes arbeitete mehr...

Erschüttert stand ich vor der Koje, die ein Sarkophag geworden war. Ich konnte mich nur schwer entschließen, in die anderen hineinzusehen. In einer mußte Dirk liegen. Ich war am Ziel, hatte ihn, den Geliebten, gefunden! Ich fühlte mich leer, wie in Trance. Und so tastete ich mich zum nächsten, glaubte im wie mumifizierten Antlitz die Züge von Erik, dem Gefährten von Maud, zu erkennen. Der nächste Kasten war leer!

Aufgeschreckt trat ich einige Schritte zurück, zählte. Sechs Schlafkojen.

Jetzt rannte ich, sah in die Gesichter weiterer dreier toter Kosmonauten, mir unbekannte Gesichter...

Mir wurde es heiß und kalt. Ich stand ratlos wie benommen, zunächst reaktionsunfähig.

Dirk war nicht da. Das Schiff gefunden, fünf der Besatzungsmitglieder darin. Wo war Dirk?

Ich erinnerte mich: Im wallenden Dunst ein dunkler Körper auf der anderen Seite, im abgetrennten Heckteil des Schiffes...

Langsam setzte ich mich in Bewegung, wurde dann hastiger, rannte schließlich, blieb an Trümmern hängen, stieß mich schmerhaft.

Ich erreichte wieder den Hauptkorridor. Taumelnd, erschöpft quälte ich mich Schritt für Schritt die Schräge hinauf, hangelnd an Leitungen. Mehrfach verstärkte meine Atemautomatik die Sauerstoffzufuhr. Und einmal dachte ich flüchtig daran, daß der Vorrat nicht unerschöpflich war.

Als ich noch etliche Meter vor mir den grauen Lichtfleck gewahrte, wurde ich langsamer, zögernd. Schließlich blieb ich stehen, stützte mich mit den Händen, harrte, bis sich mein Kreislauf einigermaßen beruhigte. Dann legte ich die letzten Meter bis zum Abriß zurück, sah hinüber. Der andere Teil des Schiffes trat nur als dunkler Komplex hervor. Einzelheiten verhüllte der Dampf. Und kein Windstoß kam mir zu Hilfe. Ich richtete den Strahl der Lampe dorthin, riß damit aber nur einen grauweißen Kreis aus der Dämmerung.

Tausenderlei wirre Gedanken gingen mir durch den Kopf. Auch der war darunter, es

wäre wohl besser gewesen, ich hätte Dirk dort in einer der Kojen gefunden. Ich wußte nicht, ob ich es ertrüge, fände ich ihn nicht. Jeden Winkel des Schiffes würde ich durchforschen.

Die jetzt reale Sorge um meinen Atemvorrat tat ich erleichtert ab. Draußen lagen die drei Geräte der Gefährten, die keinen Atem mehr brauchten...

Ich erreichte den Grund der Schlucht, verschnaufte, überwand dann die Felsschwelle und erreichte das Heckteil der >Lux<.

Mich schauderte es, als ich im Schiffsquerschnitt nach oben kletterte. Alle Gegenstände waren mit einer fettigen, schmierigen Rußschicht überzogen. Ein Schweißbrand, schwach genährt von der entweichenden Atmosphäre des Schiffs, hatte sich über die Plastverkleidung der Korridore in alle Etagen und Räume gefressen, hatte verkohlt, verbrannt, verschmort.

Je höher ich kam, desto intensiver dachte ich an das Etwas dort oben im Korridor, und es wurde mir übel, angesichts der Feuerspuren überall.

Als ich den Korridor betrat, klammerte ich mich mit dem linken Arm an einen Träger

und hob den rechten mit der Lampe über mich und spähte in den Gang.

Keine fünf Meter vor mir lag ein Mensch, umgeben von den Überbleibseln eines Raumanzuges, Metallringen, zerschmolzenem Werkstoff und verkohlten Textilien.

Mich schwindelte, und ich kämpfte gegen ein Würgen im Hals.

Eine ganze Weile brauchte ich, bis ich mich einigermaßen beruhigte und fing. Ich biß die Zähne zusammen und ging auf das Bündel zu.

Auf den ersten Blick sah ich, es war Dirk. Sein unsagbar schönes, regelmäßiges Gebiß ließ nicht zweifeln...

Mit meiner mühsam bewahrten Haltung war es vorbei. Ich rutschte zusammen, ohne jedoch ohnmächtig zu werden. Alles um mich her nahm ich überdeutlich auf, die Trümmer und Fetzen, den Lichtfleck meiner Lampe, darin die erstarrten kleinen Wellen geschmolzenen und erstarrten Plastflusses.

Später, ich könnte nicht sagen, um wie vieles später, begann ich zu weinen. Und die Tränen lösten den Schock. Sie kitzelten die Wangen herab, näßten die Helmpassung und machten, daß meine Nase lief. Das löste mich aus der Starre.

Taumelig stand ich auf, hielt mich an einem geborstenen Rohr, straffte mich dann und näherte mich erneut Dirk. Schaudernd noch betrachtete ich das, was von meinem Gefährten übriggeblieben war, und einen Augenblick überfiel mich Erinnern. Jene Arme hatten mich oft umfangen, der Mund mit den schönen Zähnen zärtliche Worte geflüstert...

Ich weinte noch immer, gelöst aber und erleichtert.

In diesem Augenblick gewann ich den nötigen Abstand, fühlte mich wieder fähig, in Zusammenhängen zu denken, meine Umgebung sachlich zu sehen. Als erstes fiel mir ein verkohlter Behälter auf, der unmittelbar neben Dirk lag, eine Art Koffer, dessen Plastdeckel aufgeschmolzen war, eine Unmenge Tondrahtkassetten lagen darin, hochgradig zerstört. Daneben, äußerlich ganz gut erhalten, der handgroße Schlüsselcomputer zur Startautomatik eines Rettungsbootes.

Ich sah im Schiff nach hinten. Noch zwanzig Meter, dann ein Quergang, und man befand sich im Hangar. Zwei, drei Minuten, höchstens fünf für den Start... Hätte Dirk doch noch diese Minuten gehabt...

Es bestand für mich kein Zweifel: Der Aufprall hatte ihn überrascht, als er sich, die Gefahr erkennend, auf dem Weg zu den Rettungsbooten befand.

Fragen stürzten auf mich ein, gleichzeitig und nicht zu beantworten.

Das Wichtigste offenbar, das es vor allem anderen auf diesem Schiff zu bergen galt, lag in dem Koffer, darüber gab es für mich keinen Zweifel. Vermutlich waren es die Aufzeichnungen der gesamten Expedition. Und fest stand auch, Dirk hatte die Gefahr für das Schiff erst erkannt, als die Zeit zur Wiedererweckung der Gefährten aus dem Tiefschlaf nicht mehr ausreichte.

Aber eines, Mark, ist heute für mich klar: Sie lagen alle sechs in Anabiose, nicht nur zwei, wie die Versuche vorsahen. Das war ein grober Verstoß gegen das Programm. Und Maud, alles spricht dafür, wußte davon. Ihre Andeutung neulich — und auch das sehe ich jetzt deutlicher, ihr Verhalten, nachdem ich von der Venus zurückkehrte, lassen kaum einen anderen Schluß zu!

Wahrscheinlich wird nie ein Mensch erfahren, was sich in diesen letzten Stunden oder Minuten auf der >Lux< abgespielt hatte, wie es zum Absturz auf der Venus gekommen war...

Einem plötzlichen Entschluß gehorchend, löste ich meine Schutzplane vom Gürtel, breitete sie aus und begann des Gefährten Gebeine sorgfältig aus den Kleiderresten zu lösen und sie auf die Folie zu legen.

Dirk ruhte seitlich. Seine rechte Hand wurde von Rippenbögen überdeckt. Als ich sie befreite und vorsichtig einen größeren Handschuhrest zwischen den Fingern hervorzog, rollte etwas zu Boden. Ich hörte deutlich den dumpfen Aufschlag. Mit Hilfe der Lampe fand ich dann einen opalisierenden, zehn Zentimeter großen, durchscheinenden Zylinder mit einem deutlichen Haarspalt, als wäre ein Teil, ein Viertel ungefähr, angesetzt wie ein Deckel. Das Ganze ein Behälter — vielleicht?

Aber noch etwas hing an dem Handschuhfetzen: Ein weißes, angekohltes Dreieck. Ich löste es. Papier! Unverkennbar darauf, in Dirks Handschrift, flüchtig, wie in größter Eile, drei Buchstaben und ein Ausrufezeichen >... lly!<

Eine heiße Welle durchflutete mich. In diesen unvorstellbaren Minuten hatte Dirk an mich gedacht! Und wenn ich je am Sinn meiner Teilnahme an dieser so unglücklichen Rettungsexpedition Zweifel gehabt hatte, dieser Schnipsel Papier

verbannte sie in alle Ewigkeit.

Nachdenklich wendete ich den Zylinder in meiner Hand. Dirk hatte ihn gehalten, mit einem Zettel an mich.

Sorgfältig schleuste ich den Gegenstand und das Papier in meinen Anzug hinein, verstaute beides in der Medizintasche, tauschte den Zylinder gegen ein Verbandspäckchen.

Aber zunächst entschwand der Gegenstand meinem Denken, mein trauriges Werk nahm mich in Anspruch.

Immer wieder wollte mich der Schmerz übermannen, und oft drängte es mich, mich über das, was einst Dirk war, zu werfen. Alles, die toten Gefährten, die Schlucht, Venus, Erde, zu vergessen, um mit ihm eins zu werden. Augenblicke lang war mir, als sei das und nur das die Vollendung meiner Mission.

Später knotete ich das Bündel mit den Ecken der Plane sorgfältig zusammen, leuchtete den Platz flüchtig ab, schlängelte eine Schnur um den Kassettenbehälter, nahm ihn und den Gefährten auf und verließ den traurigen Ort...

In der Gasse zwischen dem vorderen Schiffsteil und der Felswand stolperte ich mit meiner Last zum Geröllhang, über den ich

eingestiegen war.

Einige Sekunden verhielt ich an der Pyramide, die meine Gefährten barg. Für sie wäre das Auffinden der >Lux< ein großer Erfolg gewesen...

Einen Augenblick auch dachte ich daran, Dirk bei ihnen zu lassen. Dann wies ich den Einfall weit von mir. Die >Lux<-Mannschaft war auf dem Weg zur Erde und Dirk so nahe am Ziel. Er sollte sie erreichen!

Als ich den Geröllhang hinaanstieg, immer wieder kleine Steinlawinen ins Rollen brachte und einige Male selbst mit hinabrutschte, war ich am Ende meiner Kräfte. Verbissen und verzweifelt kämpfte ich mich nach oben, verknotete das freie Ende des Seils an meinem Gepäck und begann Schlaufe für Schlaufe aus dem Canon zu steigen.

Wie ich es letztlich schaffte, weiß ich nicht. Oben lag ich eine Weile wie zu Tode erschöpft. Obwohl mein Anzug in Ordnung war, die Klimaanlage arbeitete, glaubte ich die Venusdemse zu spüren. Der Sturm hatte sich gelegt.

Behutsam zog ich am Seil mein Gepäck nach, das Bündel und den Koffer, traurige Überbleibsel einer einst stolzen Unternehmung.

Später versuchte ich, die Station über Funk zu erreichen. Es war aussichtslos ohne Hochantenne. Den Rückmarsch sofort anzutreten, fühlte ich mich außerstande. So blies ich hinter dem Fels das Zelt auf, sicherte es notdürftig und legte mich erschöpft schlafen, obwohl ich entsetzlich verschwitzt war und mich unwohl fühlte. Immerhin war ich über zwölf Stunden nicht aus dem Anzug gekommen.

Ich schlief sofort ein, und es plagten mich auch keine Träume.

Nach fünf Stunden Schlaf brach ich auf, einigermaßen erholt. Alles Entbehrliche ließ ich zurück, hatte nur den einen Wunsch, den Läufer schnellstens zu erreichen — auch um aus dem Anzug zu kommen. Der Weg erforderte meine volle Konzentration. Er war die beste Therapie für mich, über diese ersten Stunden und Tage hinwegzukommen.

Den Läufer erreichte ich ohne Zwischenfall. Aber noch bevor ich den Relaisballon aufließ, warf ich die Kleider von mir. Und da rollte der Zylinder auf den Boden...

Ich hielt, wog ihn nachdenklich in der Hand. Neugierig betrachtete ich den opalisierenden Körper näher. Eine harte

Masse, die aussah, als zögen durch sie im steten Wallen graue Schlieren. Eine optische Täuschung? Ich erinnerte mich nicht, jemals Vergleichbares gesehen zu haben. Ich untersuchte den Haarspalt. Aber der kleinere Teil des Zylinders ließ sich weder abschrauben noch abziehen. Also doch kein Deckel, kein Behälter? Ich schüttelte kräftig, kein Effekt. Dann hielt ich das Stück prüfend gegen die Lampe, ob außer den Schlieren vielleicht noch etwas erkennbar werden würde.

Da war ein kleiner Knack, und das, was ich für einen Deckel gehalten hatte, sprang etwa drei Millimeter höher, ohne herunterzufallen. Vorsichtig und höchst neugierig nahm ich das Ding auf den Tisch und zog an dem kleineren Teil. Er ließ sich mühelos abheben. Drin steckte ein längliches, blasenartiges Etwas, eine Phiole? Obwohl keine Luftblase, keine Bewegung drauf hinwiesen, hatte ich den Eindruck, es sei ein mit einer trüben Flüssigkeit gefüllter Behälter, von dem nur das obere Viertel aus der Hülse ragte und um das sich der Deckel haargenau wieder fest herumlegen würde. Überhaupt, dieser Deckel war recht eigenartig. Übergangslos ging das sehr harte Material in eine

schaumgummiartige Masse gleicher Farbe über, die den Inhalt, die Blase, außerordentlich gut gegen Erschütterungen schützen mußte. Ich war plötzlich sehr aufmerksam geworden.

Im Betrachten des Deckels hatte ich den eigentlichen Inhalt ein wenig außer acht gelassen. Dort aber tat sich etwas, das mir die Haarwurzeln kribbeln ließ: Das sichtbare Ende der Blase stülpte sich ein zu einer winzigen halbkugligen Kuhle mit einem Radius von vielleicht fünf Millimetern. Und in diese winzige Vertiefung quoll — wie Minischweißperlen — eine, rötlich trübe Flüssigkeit. Sie füllte die Mulde noch nicht gänzlich aus, als der Zufluß zum Stillstand kam.

Ich betrachtete das Ganze ratlos, roch zunächst daran, ohne das geringste festzustellen. Die Flüssigkeit war von einer Konsistenz wie Eiweiß...

Wie ich so allerlei fruchtlose Überlegungen anstellte, trat wieder ein Ereignis ein: Die Vertiefung verschwand, indem sich das Material in die ursprüngliche Form zurückbegab. Der Tropfen wurde schlagartig von dem Umhüllungsmaterial aufgesaugt.

Schon ein merkwürdiges Mitbringsel,

dachte ich, wendete den Zylinder noch ein paarmal hin und her und stülpte spielerisch den Deckel auf, der überraschenderweise sofort wieder fest saß. Was hatte vorhin bewirkt, daß sich diese merkwürdige Dose öffnete? Ich vollzog alle Handlungen noch einmal. Und als ich in unmittelbarer Nähe der Lampe operierte, sprang der Deckel abermals auf. Also — intensives Licht oder Wärme.

Ich versuchte es ein drittes Mal, diesmal mit kaltem, starkem Licht. Es funktionierte.

Es mußte sich wohl um etwas sehr Wertvolles handeln, wenn der Inhalt derart gesichert war. Sorgfältig verwahrte ich den Behälter in meiner persönlichen Habe, entschlossen, bei nächster Gelegenheit den Inhalt genauer zu untersuchen, festzustellen, was Dirk mir hinterlassen hatte...

Dann gönnte ich mir den Luxus eines ausgiebigen Duschbades, und mit Bitternis dachte ich, daß ich ja nun wohl, da ich allein war, mit dem Wasser und den anderen Vorräten nicht mehr so sparsam umzugehen brauchte...

### 3 Den Rückflug zur Erde sollte ich in

Anabiose verbringen. Ein Vorschlag des Arztes. Dies würde meinen Nerven guttun, meine hochgradige Erschöpfung kompensieren und mich Abstand zu den Ereignissen gewinnen lassen. Widerspruch blieb sinnlos. Im Grunde war ich damit auch einverstanden, bedauerte aber, die Substanz in der Phiole nicht schon während dieser an sich toten Reisezeit untersuchen zu können..

Es war mir merkwürdig zumute, als ich mich in eine der Kojen legte, gleichartig denen, die ich auf der >Lux< gesehen hatte. Und eingedenk der vertrockneten Gesichter, deren Anblick ich nie vergessen werde, fragte ich den Arzt, der mir die Sonden und Versorgungssysteme anlegte, erzwungen scherhaft, ob ich wohl wieder munter werden würde. Er nickte lächelnd, sagte >Bestimmt!< und fügte ernst hinzu: >Die »Lux« war das erste Schiff, auf dem die Anabiose für kurze Zeiten erprobt werden sollte. Es war möglicherweise ein Defekt in der Pilotanlage, ein verhängnisvoller Defekt, oder — vielleicht auch eine Disziplinverletzung, vielleicht beides... Aber ein Fehler ist heute völlig ausgeschlossen.< Dann lächelte er wieder. >Ich verspreche dir, jeden Tag zweimal nach dir zu sehen,

Wally...<

Der Entschluß, in Anabiose zu gehen, war richtig. In jeder Stunde auf dem Schiff hätte ich die Gefährten, hätte ich Josef vermißt. Jeder Stuhl, jedes Bild erinnerten an den Hinflug. Ich wäre ein Außenseiter gewesen mit meinen schmerzlichen Gedanken — und überhaupt: Ich flog mit einer abgelösten Stationsbesatzung zurück, einem aufeinander eingespielten, verschworenen Team, das nun ausgelassen und froh — endlich wieder Erde — lärmend das Schiff bevölkerte.

Ich schloß die Augen, ließ die Müdigkeit, die der winzige Auslöser, der mit säuerlichem Geschmack in meinem Mund zerging, irgendwo im Körper erzeugte, sich bereitwillig in mir ausbreiten...

>Zellkerne, kein Zweifel, Zellkerne!< Ich sagte es laut vor mich hin, zurückgelehnt in meinen Arbeitsstuhl. Mit der Hand strich ich mir über die Augen, sie brannten ein wenig vom grellen Licht des Mikroskops. Lebende menschliche Zellkerne! Ich wußte nicht, wie ich diese Entdeckung einordnen sollte. Froh war ich, daß ich den Inhalt der Phiole verhältnismäßig leicht bestimmen konnte. Zellkerne in dieser geheimnisvollen Verpackung! Aber ich wußte nun zunächst

so richtig nichts damit anzufangen.

War ich enttäuscht? Nein!

Doch welche Zusammenhänge ergaben sich, warum hielt Dirk in seiner letzten Minute einen Behälter mit Zellkernen in der Hand, eingewickelt, vielleicht in ein Schreiben an mich?

Was wollte er mir geben, womit mich beauftragen?

Mit der linken Hand strich ich spielerisch über den Behälter, der neben dem Mikroskop stand, gut verschlossen selbstverständlich. Solange sich die Kappe darauf befand, gab die Phiole ihren Inhalt nicht frei, auch dafür spielte Licht eine Rolle, wie ich herausgefunden hatte.

Zellkerne! Ob ich jemandem darüber berichten müßte? Die Substanz zu einer allgemeinen Untersuchung freigeben? Nein! Jetzt nicht, noch nicht...

Sie gehörte mir! Erfüllte es den Willen Dirks, die Zellkerne weiterzugeben — seine Zellkerne?

Außer dem kleinen Grab, einigen Habseligkeiten aus der >Lux<, hat Dirk nichts hinterlassen. War es sein Wunsch, wieder zu entstehen als Klon, als jüngere Ausgabe seiner selbst? Das bedeutete einen Verstoß gegen das Gesetz,

entspräche nicht dem Bild, das ich von Dirk hatte. Aber was wußte ich, wie sich ein solches Bild änderte, verzerrte in den Weiten des Raumes. Wie ein Mensch, gebunden mit tausend Fäden an die Erde, diese Fäden verwob, verflocht, wenn er Jahr um Jahr dort draußen war, nur von der Erinnerung lebte.

Hatten wir uns nicht ein Kind gewünscht?

Ich beugte mich über das Mikroskop. Zellkerne, Träger der Erbinformationen Dirks, daran gab es für mich keinen Zweifel, Mark. Aber über einen Punkt kam mein Denken nicht hinaus: Millionen Zellkerne befanden sich im Gefäß. Millionen! Sie zu erzeugen, herausgelöst aus Ihrer Zellumhüllung, aus dem Plasma, bedeutete eine Arbeit von Hunderten von Operateuren über Monate, was sage ich, Jahre...! Wo um alles in der Welt sollte Dirk eine solche Kapazität hergenommen haben? Wäre es der Wunsch nach einem Kind, warum hatte er nicht einfach Spermien hinterlassen, tiefgefroren oder ebenfalls so präpariert wie diese Kerne? Doch ich tat diese Überlegung beiseite.

Wieder strich ich über das Gefäß. So präpariert... Wie präpariert? Woher hatte Dirk diesen merkwürdigen Behälter? Ein

neues, automatisches Verfahren...?

Ich erinnere mich der vielen Stunden anstrengenden Berichtens, Rede und Antwort stehen, kaum, daß ich das Raumschiff verlassen hatte. An den Fotos und Hologrammen mußte ich die Stelle zeigen, wo ich ins Wrack eingestiegen war, wie Dirk lag, wo der Bandkoffer und Schleusencomputer. Ich wurde zu unzähligen Beratungen geladen, fand dazwischen Gelegenheit, mit Freunden, Kosmodromangehörigen, mit Lew Nyemen, der mir wahren Trost gab, Dirk würdig zu beerdigen.

Natürlich hatte man das, was von der >Lux< übrig war, mit allergrößter Akribie durchstöbert. Man war sich über den Hergang der Katastrophe ziemlich klar. Das Schiff flog mit automatischer Steuerung in das Sonnensystem ein, es hätte nur einer geringen Kurskorrektur bedurft, und es wäre von der Venus nicht eingefangen worden. Aber niemand hatte die Korrektur veranlaßt. Die Mannschaft wurde nicht aus der Anabiose geweckt. Weshalb nur Dirk Sonen unmittelbar vor dem Aufprall munter wurde, blieb ein Rätsel. Man fand sogar den Fehler im Alarmsystem, aber man fand keine weiteren Daten oder Niederschriften, auf

keinen Fall ausreichende Aufzeichnungen, die umfassend etwas über das Ergebnis der Expedition ausgesagt hätten. Dirk zweihundertzwölf Sonen, mein Gefährte, hatte in der besten Absicht, sie zu retten, die Video- und Tonkassetten vernichtet — mitsamt dem Bordbuch.

Man fand Gesteinsproben von irgendwelchen Himmelskörpern, einige eigenartig präparierte, wie lebend aussehende Pflanzen, wenige merkwürdige Tiere.

Ausgerechnet ein Büchlein des Bordarztes hatte die Flammen soweit überstanden, daß ein Teil der Schrift auf einigen Seiten lesbar geblieben war. Es waren Notizen über das Wohlbefinden der Mannschaft, wann an wen welche Medikamente verabreicht wurden, und so weiter. Immerhin enthielten die Seiten das Datum, an dem die Crew in Anabiose ging... Die gesamte Hoffnung konzentrierte sich auf die Magnetspulen, die sich auch in dem Koffer befanden, den ich aus der Schlucht geschleppt hatte. Aber es würde Monate, vielleicht Jahre dauern, bis man diese Bänder, Wicklung für Wicklung, überprüft, Zentimeter für Zentimeter Unverbranntes abgespielt und daraus die Dokumentation

soweit wie möglich rekonstruiert haben würde. Gab es dort einen Hinweis auf meine Kerne? Darauf zu warten würde mir unsagbar schwerfallen...

Doch ich wartete, stürzte mich in die Arbeit und wartete. Ich hatte insofern Glück, als ich jetzt alle wesentlichen Informationen erhielt und stets auf dem neuesten Stand war.

Die ersten Nachrichten waren niederschmetternd. Über achtzig Prozent der Tondrähte waren verbrannt, es ließen sich kaum ein, zwei Wicklungen hintereinander abhören. Sonderabspielvorrichtungen wurden entwickelt, um einigermaßen rationell zu arbeiten. Das Ergebnis war dem Ausgangsmaterial entsprechend. Die Worte und Satzbruchstücke, die die Drahtfragmente hergaben, sagten nicht viel aus.

Vier Wochen nach der Landung erhielt ich die Nachricht, vor Jahresfrist sei an eine brauchbare Rekonstruktion der Dokumente nicht zu denken.

Als ich dies erfuhr, Lew übermittelte es mir, betrachtete ich gerade eine stark vergrößerte Zeichnung eines Zellkerns aus der Phiole. Lange grübelte ich, was zu tun

sei, ohne zu einem Schluß zu kommen. Ein Jahr in der Ungewißheit warten, auch dann vielleicht nichts Greifbares zu haben, würde ich nicht. Ich mußte mich entscheiden. Entweder ich gab das Material aus den Händen, oder ich fing selbst etwas damit an. Da waren diese drei Buchstaben und das Ausrufezeichen: >... lly!<

Für mich Wally  
dreihundertsiebenundzwanzig Esch,  
lebendige Substanz von Dirk  
zweihundertzölf Sonen, meinem Mann.  
Wieder und wieder hielt ich mir das vor, und  
es wäre mir wie ein Verrat an Dirk  
vorgekommen, hätte ich das Behältnis aus  
den Händen gegeben. Außerdem würden  
mich die von der Weltraumbehörde fragen,  
warum ich erst jetzt mit dieser Phiole  
käme... Eine freundliche Diskussion wäre  
das bestimmt nicht geworden.

Ich tat etwas Törichtes, fragte am  
nächsten Abend Lew, ob man die Arbeiten  
nicht forcieren könne, wenn es an Kräften  
fehlte, stellte ich mich gern zur Verfügung.

Lew blickte ziemlich verständnislos, fragte  
dann zurück, ob ich mir vorstellen könne,  
wie viele Menschen wohl gleichzeitig an den  
Tondrähten arbeiten könnten.

Er hatte recht, aber mir half das nichts...

Unter Vorwänden lieh ich mir ein wesentlich leistungsfähigeres Mikroskop und untersuchte wieder und wieder diese Substanz. Aber auch eine weitere Vergrößerung brachte keine andere Erkenntnis: menschliche Zellkerne. Da brauchte ich niemanden zu fragen. Schließlich hatte ich in meiner Ausbildung ein gut Teil Kosmobiologie gehört und betrieben, und Zellkerne hatte ich noch und noch untersucht, auf Mutation oder andere Einflüsse kosmischer Strahlung...

Doch die Frage bohrte und bohrte: Wieso nur Kerne und keine kompletten Zellen? Und wenn es Dirks Zellkerne waren, was hatte ihn bewogen, einen Klon und nicht einen richtigen Sohn oder eine Tochter von sich entstehen zu lassen? Wie ich es auch wendete, ich fand es schon ein wenig abgeschmackt. Wenn es nicht Dirk und er in einer solchen Situation, in Todeserwartung, gewesen wäre, ich hätte solche Gedanken, eine solche Zumutung von mir gewiesen. Aber wer sagte mir, daß es nicht Kerne von Spermien waren? Weshalb aber sollte er ihnen die natürliche Befruchtungsfähigkeit genommen haben? Unterstellungen, Spekulationen, Ungewißheit.

Niemand hätte mir diese und andere

Fragen beantworten können, ja, die durfte ich keinem stellen. Von den Tondrahtstücken war kaum etwas zu erwarten. Es müßte ein Wunder geschehen. Doch auch im zweiundzwanzigsten Jahrhundert geschahen keine Wunder. Also mußte ich allein entscheiden, Spekulationen, Grübeleien über Bord werfen, vernünftige Varianten überdenken und zum Entschluß kommen. Das Vernünftigste und Unvernünftigste zugleich war, einen Klon, ein Zellduplikat von Dirk herzustellen. Der Gedanke erschreckte mich. Er verlangte einen konkreten Eingriff, ein Experiment. Und was dann, wenn das Experiment gelungen war? Daß unsere Gesellschaft das Klonen als amoralisch, menschenfeindlich verdammte und daher verbot, störte mich damals nicht sehr. Ich wollte Dirks Vermächtnis erfüllen.

Die Entscheidung kam zufällig: An einem Tag sprach mich überraschend Lars an, ein wenig ruppig, ein wenig ungeschickt, wie es seine Art war. Er war ein Arbeitskollege, freundlich, zuvorkommend, zurückhaltend. Lars galt als fest liiert. Niemand verübelte es ihm, daß er sich mitunter aus gemeinsamen Veranstaltungen des Instituts heraushielt. Gutmütige Hänseleien nahm er souverän in

Kauf. Er wohnte außerhalb, irgendwo an der Donau. Seine Gefährtin, eine Kunstgewerblerin, betrieb dort eine Werkstatt. Niemand hatte sie je zu Gesicht bekommen, obwohl Lars bereits drei Jahre im Institut arbeitete. Jener Lars fragte mich, ob ich zum Feierabend mit ihm einen Spaziergang machen und dann zu Abend speisen wolle. Es überraschte mich doppelt. Einmal, daß es jener Lars war, und zum anderen, daß er mich ansprach. Ich war, seit ich von der Venus wiederkehrte, kein Ausbund an Geselligkeit. Ich hatte mich zurückgezogen, und man respektierte das.

Ich machte aus meiner Überraschung kein Hehl, sagte ihm aber ziemlich spontan zu.

Zum Feierabend erwartete er mich, sagte:  
>Danke, daß du gekommen bist.<

>Ich habe doch zugesagt...<

Eine Weile schritten wir unschlüssig, schweigend. Dann fragte er: >Altstadt?<

>Gut<, antwortete ich, und wir gingen weiter — ohne miteinander zu sprechen.

Eigenartig fand ich das schon, aber es war mir recht so.

Lars war groß. Wir gerieten bald in einen flotten Gang, liefen gar nicht wie bummlige Spaziergänger. Irgendwie war ich dem Langen dankbar. Was schon hätte ich

wieder gemacht — meine Präparate durchs Mikroskop geschoben, meine Zeichnungen, Fotos verglichen, vielleicht die Stereoaufnahmen entwickelt, gegrübelt, spekuliert, auf der Stelle getreten. Warum nur bin ich nicht auch auf die Idee gekommen, einmal einfach nichts zu tun, durch das alte, zurechtgemachte Wien zu strolchen? Mußte erst dieser sonderliche Lars...? Ich sah zu ihm hoch. Er schritt mit gleichgültiger Miene neben mir, bemerkte meinen Blick, schaute jetzt freundlich zu mir herab, fragte: >Noch ein Stück?<

Ich nickte, lächelte. >Du bist schon ein Kauz!<

Er lächelte zurück, nahm es hin.

Erst spät, im Domkeller, mir taten die Füße weh, und unter dem Tisch schlüpfte ich aus den Schuhen, wir hatten reichlich gegessen, uns sehr spärlich unterhalten, bei einer Flasche roten Gumpoldskirchner, sprach Lars. Ich weiß nicht, ob ich ihn in irgendeiner Weise dazu ermutigt hatte. Je weiter er stockend erzählte, desto mehr hatte ich den Eindruck, er hatte nur jemanden gebraucht, der zuhörte. Eine triviale Geschichte: Seine Gefährtin, die Kunstgewerblerin, hatte ihn nach neun Jahren Gemeinsamkeit verlassen. Er kam

damit nicht zurecht, der geradlinige, linkische Lars. Nein, er suchte nicht Ersatz, so abgeschmackt benahm er sich nicht. Er sah in mir so etwas wie eine Leidensgefährtin. Ich fand nichts dabei, spielte meine Rolle passabel, bis er mir den Grund der Trennung nannte: Er hatte sich ein Kind gewünscht, natürlich nicht darauf bestanden, daß sie es selbst gebar. Trotzdem. Sie meinte, es neben ihrer Arbeit nicht verkraften zu können. Nachwuchs, Fortbestand der Menschheit, Freude am Heranwachsenden — seien Trivialitäten.

Mark, ich darf dir ins Gedächtnis rufen: Die in einer befruchteten Eizelle vereinigten männlichen und weiblichen Erbinformationen verändern sich nicht. Schon neunzehnhundertachtzig haben Wissenschaftler erfolgreich solche Zellen in artgleiche weibliche Lebewesen implantiert, so Nachkommen austragen lassen, ohne daß die neue Mutter das Genmaterial im geringsten verändert hätte. Im Tierversuch hat man des rationellen Transports wegen in Australien Kaninchen befruchtete Rinderkeimzellen eingesetzt, die Nager per Flugzeug transportiert, ihnen in England die Eizellen wieder entnommen, sie Rindern implantiert und reinrassige australische

Kälber zur Welt gebracht. Obwohl man sich fragen muß, ob das Mögliche auch stets das zu Machende sein muß, hat man auch diese Methode recht bald auf Menschen übertragen. So kamen damals schon Eheleute zu Kindern, die die Frau nicht getragen und nicht geboren hatte, die jedoch aus den Keimzellen des betreffenden Paars entstanden. Es war glückbringend für Menschen, die keine Kinder zeugen konnten. Und es ist dir bekannt, Mark, wie schnell das Verfahren mißbräuchlich angewendet wurde, daß man sich, wie weiland die Amme, eine Gebärmutter mietete, nur weil die Frau zwar das Kind haben, die Figur aber schonen und die Schwangerschaftsbeschwerden meiden wollte. Faschistoide Elemente gar sahen darin Möglichkeiten, besondere Rassen von Menschen zu züchten, ausgehend von besonders geeigneten Paaren... Als man Monieren konnte — also gleichsam die ungeschlechtliche Fortpflanzung auch bei Säugetieren entdeckte -, wuchs die Gefahr unkontrollierbarer amoralischer Machenschaften. Manche sahen darin die Möglichkeit ihres fortwährenden Wiederentstehens: Die Erbinformation wird einer Eizelle eingegeben, gleichzeitig das

andere Geschlechtselement entfernt, und schon entsteht der gleiche noch einmal. Die Menschheit schuf sich um die Jahrhundertwende die strengen, weltweit anerkannten Gesetze, die das Klonieren verbannten. Wenn wir heute auf Wunsch eines registrierten Paars ein Baby im Inkubator entstehen lassen können, ist das mit derartigen Manipulationen nicht vergleichbar. Es ist wie ein Wunder... Entschuldige, Mark, daß ich Bekanntes wiederhole. Aber die Überlegung, die damals dieser Lars in mir zutage förderte, war für mich Anstoß, mich zu entscheiden. Und in diese Entscheidung mußte ich das mit einbeziehen, was die Menschen überwunden, wogegen sie sich durch Gesetze geschützt hatten.

Lars brachte mich bis vor die Tür. Als wir uns verabschiedeten, sagte ich >Danke!<, stellte mich auf die Zehenspitzen, küßte ihn und ließ ihn offensichtlich verwirrt zurück.

Froh suchte ich meine Wohnung auf, trällerte sogar ein Lied, und ich war sicher, es war nicht nur der genossene Wein, der mich fröhlich stimmte. Ich hatte mich entschieden!

Lange fand ich dann keinen Schlaf. Es war entschieden. Nun mußte ich nur noch

eine praktikable Methode finden.

Morgens fand ich meinen Entschluß vom Vorabend noch genauso gut wie vor Stunden.

Als erstes beantragte ich Arbeitsurlaub, zwei Wochen schienen mir ausreichend. Den Chef überraschte das, aber er akzeptierte meinen Wunsch, ohne nach den Gründen zu fragen, was ich sehr anständig fand.

Am Abend versuchte ich Kontakt zu Maud dreihundertsechsundvierzig Chladkov aufzunehmen. Sie sollte in meinem Plan eine Funktion übernehmen. Doch weder die Kräftelenkung im Institut noch der hiesige Zentralinformator konnten mir sagen, wo sich Maud dreihundertsechsundvierzig Chladkov aufhielt. Das war äußerst ungewöhnlich.

Aufgeschreckt, rief ich Lew an, er zuckte mit den Schultern. Sie war als einzige Angehörige nicht zur Trauerfeier für die >Lux<-Besatzung erschienen. Keiner wußte die Gründe. Daß sie jedoch nicht auffindbar sein sollte, ja selbst jede Recherche vereitelte, indem sie notwendige Angaben unterließ, entsprach nicht der Norm.

Man ist nachher immer schlauer. Heute weiß ich, von allen meinen Bekannten war

Maud am ungeeignetsten für mein Vorhaben. Vor meinem Start zur Venus hatte sie mich ausgefragt, ob und welche Hinweise es für die Katastrophenursache gäbe, was wir unternähmen, wie ausgewertet würde. Das dünkte mich sonderbar, doch ich gab nichts darauf. Nach meiner Rückkunft von der Rettungsexpedition wollte ich mit ihr sprechen, wir waren schließlich Leidensgefährten, doch sie blieb unauffindbar, und keiner der Bekannten oder Arbeitskollegen konnte mir Auskunft geben. Auch das nahm ich nicht sonderlich ernst. Warum sollte sie nicht den Wunsch haben, allein zu sein? Doch als sie nicht zur Trauerfeier erschien, kamen mir Vermutungen. Gewißheit erlangte ich jedoch erst in Wien, als wir sie zufällig trafen. Maud hatte gewußt, daß Erik das Anabiose-Experiment mit der ganzen Crew entgegen den Festlegungen durchführen wollte. Aber das, wie gesagt, wußte ich damals noch nicht.

Maud war also mit unbekanntem Ziel verreist. Aber ohne sie ging mein so schön zurechtgelegter Plan nicht auf. Ich nahm an, sie allein würde Verständnis für mich haben, und sie wußte fachmännisch solche

Experimente auszuführen, das konnte nicht jeder Arzt. Ihr langjähriger Gefährte Erik war ebenfalls mit der >Lux< untergegangen, das verband uns zusätzlich, glaubte ich. Bei jedem anderen Arzt hätte ich Vorbehalte gefürchtet, Vorhaltungen, vielleicht sogar Ablehnung. Ich müßte offiziell... Also Maud!

Ich entschloß mich, sie zu suchen.

Maud und Erik hatten einen Sohn, der als Roboterwart in einem Donezker Eisenkombinat arbeitete. Ihn erreichte ich schnell. Meine schwache Hoffnung, er könnte wissen, wo sich seine Mutter aufhielt, erfüllte sich nicht. Er gab mir ein paar Hinweise, wo sie sein könnte, aber er machte mir keine Hoffnung, daß ich sie finden würde.

Es wurde eine Geduldsprobe, schier zum Verzweifeln. Oft kam mir der Gedanke, mich einem anderen Arzt anzuvertrauen. Doch solange ich nicht alle Möglichkeiten probiert hatte, wollte ich nicht aufhören, auf Maud zu hoffen.

An den folgenden Abenden saß ich ausschließlich am Videor und jagte dessen Impulse in alle Welt, und ich radebrechte mit aller Welt. Ich wurde immer mutloser, weil auf meiner Liste nur noch zwei Anlaufpunkte standen, alle anderen hatten sich nach -zig

Verästelungen als taub herausgestellt.

Schon mehr routinéhaft, mit geringer Hoffnung, rief ich Berlin, Ernst zweihundertzwei Naumann, Professor für Archäologie, an.

In der Sektion der Humboldt-Universität meldete sich zu so später Stunde — achtzehn Uhr mitteleuropäischer Zeit — niemand mehr. Ich überlegte schon, ob ich diesen Anruf nicht auf den nächsten Tag verschieben sollte. Aber eingedenk des oft viertelstundenlangen Blockierens meiner eigenen Anlage erschien mir das vom Arbeitsplatz aus ungehörig. So entschloß ich mich, die Privatwohnung des Professors anzurufen.

Es meldete sich eine Frau mit brüchiger Greisinnenstimme, ohne daß der Schirm ein Bild zeigte. Man hatte dort die Kamera abgeschaltet oder — in deutschen Territorien baute man sparsam — keine installiert.

So erfuhr ich, der Sohn, Ernst zweihundertzwei Naumann, hielt sich auf dem südamerikanischen Kontinent auf, einer archäologischen Expedition wegen, die er für etwa ein Jahr veranschlagt und die vor acht Wochen begonnen hatte.

Ob Maud Chladkov eine Teilnehmerin

sei? Ich fragte es zaghaf, ohne Hoffnung.

Es seien wohl zwei, drei Frauen dabei, aber die Namen wisse sie nicht.

>Sie ist Ärztin, eine große, stattliche Frau, streng, mit einem Haarknoten...<

>Das kann schon sein, daß so eine dabei ist<, sagte die alte Dame bedächtig. Im übrigen solle ich doch wohl besser in der Sektion nachfragen.

Das tat ich am anderen Tag.

Maud Chladkov nahm tatsächlich an der Expedition des Professors teil, und sie befand sich irgendwo auf dem südamerikanischen Kontinent zwischen Santa Cruz und der Mündung des Rio Grande. Zwar war in der Sektion ihre Teilnahme registriert, aber der Berliner Zentralcomputer war nicht über ihren Aufenthaltsort informiert worden. Ein merkwürdiges Betragen dieser Frau. Als wollte sie das Auffinden bewußt erschweren...

Unschlüssiger denn je saß ich vor meinem Videor, mein Arbeitsurlaub war genehmigt, was sollte ich tun?

Am Abend rechnete ich hin und her und kam zu dem Schluß, Maud nachzureisen. Auf irgendeiner Station ihrer Expedition in Südamerika würde ich sie erreichen. Es war

ein tollkühner Entschluß.

Schon am nächsten Tag informierte ich mich über alle möglichen Reisen. Und als ich erfuhr, ich könnte einen Überschallflug nach Lima schon für den übernächsten Tag buchen, überlegte ich nicht mehr, ich tat es. Ich tröstete mich: Was schon würde geschehen, wenn die Reise erfolglos verliefe? Ich hätte ausgespannt, einen weiteren Teil unserer schönen Erde gesehen. Bewußt wurde mir in diesem Augenblick nicht, daß ich wohl kaum unbefangen die Reise genösse, fände ich Maud nicht.

Mit dem Expreß fuhr ich nach Berlin, durfte mich in der Sektion des Professors Naumann noch einmal überzeugen, daß es tatsächlich Maud war, die als Ärztin diese Expedition begleitete, hatte einen guten Tag Zeit in Berlin, das ich so gut wie nicht kannte. Ich bummelte. Auf dem ebenso traditionsreichen wie übervölkerten Alexanderplatz aß ich an einem Stand eine Bratwurst, bestaunte wie viele andere Müßiggänger die hinter dickem Glas geschützte nostalgische Weltzeituhr, die erstaunlicherweise nach einem Jahrhundert noch immer lief, fuhr ein Stück auf der schon sechzig Jahre alten Versuchsstrecke der

Vakuumschnellbahn und ergatterte sogar ein Billett, um auf den ehemaligen Fernsehturm hinaufzufahren, der nunmehr nur noch Aussichtsturm war und gegen einen beachtlichen Bonbetrag eine Kaffeerunde gestattete, auf die ich verzichtete.

Nur mit Mühe zwang ich einige Geschichtsereignisse in mein Gedächtnis. Lange war nach dem letzten großen Krieg das geteilte Berlin in den Schlagzeilen dieser ehemaligen papierenen Zeitungen, die täglich mit hohem Aufwand die Leute überfluteten, das Berlin, von dem aus die Deutschen wieder zu dem wurden, wozu sie ihrer Mentalität nach eigentlich hintenderten, zu friedfertigen, mäßig temperamentvollen, im ganzen genüßlichen, vor allem aber fleißigen, häuslichen und daher ein wenig faden Menschen, in aller Welt geachtet. Nie hatte ich begriffen, daß sie einst zu Hochbürgern menschenverachtender Aggression hatten manipuliert werden können. Nun, vieles bleibt einem heutigen Menschen am Verstehen dieser historischen, unvernünftigen Welt verwehrt. Und denen, die nach uns kommen, werden wir vielleicht Rätsel aufgeben — aber so verworrene und

dumme wohl nicht. Oder? Hinterher ist man stets klüger. Wie wahr, dieser alte Gemeinplatz!

Als ich in Lima aus dem Überschalljet kletterte, wußte ich, weshalb die meisten aller Reisenden derartige lärmende, nervende Ungetüme mieden und lieber gemächlicher mit dem leisen, gemütlichen Luftschiff fuhren. Hektik, Geißel der Menschen, ist glücklicherweise aus der Mode gekommen.

Seit Berlin waren nur wenige Stunden vergangen, aber es war, als sei ich nicht nur dem Namen nach in eine neue Welt geraten. Hier nichts von Gemächlichkeit, nichts vom Phlegma, alles ging mit Tempo und Temperament. Die Menschen wirkten frei, fröhlich, unbeschwert. Oh, ich konnte mir schon vorstellen, daß wegen solch verwirrender Weiblichkeit noch heute Liebhaber wie Kampfhähne aufeinander losgingen, und beim legendären Karneval hatten die Ordnungshüter wohl ebenso zu tun wie die Ärzte, wenn das hitzige Temperament durchging.

Als ich aus dem Informationspunkt des Zentralcomputers ins Freie trat, war ich zu zwei Stunden Müßiggang verurteilt. Niemand verstand, daß es jemand eilig

haben konnte zu erfahren, ob eine Berliner Expedition hier ihren Anfang nahm, wann und mit welchem Ziel. Um überhaupt bei den drei Damen, die den Informationsstand betrieben, Gehör zu finden, mußte ich peinlicherweise ihre lebhafte, in einer mir fremden Sprache geführte Unterhaltung störend unterbrechen.

Sie nahmen jedoch nicht übel und gaben sich zuversichtlich. Falls es eine solche Expedition gäbe, würden sie sie finden, ich möchte in zwei Stunden wiederkommen.

Sie fanden.

Professor Naumann hatte vor rund zwei Monaten seine Equipe gemeldet. Sie waren zwei Wochen zu Einkäufen und anderen Vorbereitungen in der Stadt, flogen dann mit einer Transportmaschine nach Santa Cruz mit der großzügigen Angabe, sich im Urwaldgebiet des Rio Grande für mindestens drei Monate aufzuhalten zu wollen.

Als ich fragte, welche Chance man mir einräume, ihn tatsächlich zu finden, lächelten die drei Damen. Eine zeigte mir auf einem Prospekt ein Gebiet so groß wie Kuba. >Aber<, meinte sie tröstend, >er hat sich bestimmt in Santa Cruz gemeldet.< Ärgerlich stimmte mich diese nichtssagende Auskunft nicht. Wie oft, wenn ich einen

Entschluß gefaßt hatte, verfolgte ich seine Realisierung mit einer kreativen Heiterkeit, die selbst schwierige Probleme leicht machte.

Schon in zwei Tagen würde eine Maschine nach Santa Cruz fliegen! Das bedeutete Glück, die Linie wurde unregelmäßig bedient. Ich würde also schneller am Ziel sein — was sich als Irrtum herausstellte!

Sie hatten noch Regenzeit im Mato. Und trotz moderner Wettermacherei ließ diese sich von den Menschen nicht beeinflussen. Die Besatzung des Oldtimer-Flugzeugs war nicht bereit, bei akuter Gewitterdrohung zu fliegen.

Die Woche, die ich so wartend verbringen mußte, brachte auch ihre Vorteile. Ich spannte aus, so daß ich dann die Reise gelassen und mit einem Schuß Fatalismus antrat. Wir werden sehen...

Offiziell — nach einer umständlichen Recherche — wurde mir in Santa Cruz das Gebiet, in dem der Professor operierte, tatsächlich als so groß wie Kuba beschrieben. Doch immerhin war die Anwesenheit Naumanns bekannt, und ich war vor ein großes Problem gestellt: Was nun?

Ich wollte die Weiterreise erzwingen. Also zog ich Erkundungen ein. Wo könnte in dem riesigen Gebiet die Expedition arbeiten, welche Stützpunkte gäbe es? Ich rüstete mich für einen Urwaldaufenthalt aus.

Sogleich tat sich die nächste Schwierigkeit auf: Ich konnte eine solche Tour unmöglich allein bewältigen. Alle rieten mir ab. Am nächsten Tag, hörte ich, würde eine Studentenexkursion den Rio Grande hinaufgehen, bis Estrella Nueva, vielleicht könnte ich mich anschließen.

Der Leiter dieser Gruppe war ein bärbeißiger, vollbärtiger Hüne, das Klischeebild eines nostalgischen Seefahrers. Er nahm mich buchstäblich auf den Arm, nachdem ich ihm stockend mein Anliegen vorgetragen hatte. Ob ich wüßte, der Rio Grande wäre der einzige Fluß Südamerikas, ja fast der gesamten Erde, auf dem man noch urwüchsige Natur träfe, mit Schlangen und Krokodilen, Piranhas und Vogelspinnen, man müsse Fiebersümpfe durchwaten und blasrohrschießenden Indianern ausweichen!

Nun, die Indianer nahm ich ihm nicht ab, aber alles andere konnte durchaus zutreffen.

>Also — überlege es dir!< beendete er

seine Tiraden. Abweisend klang es nicht.

>Ist überlegt<, sagte ich bestimmt.

Er musterte mich von oben bis unten.

>Wie eine Zimperliese siehst du nicht aus<, meinte er dann.

>Ich bin keine.< Und dann dachte ich, dem kannst du es getrost geben! >Ich komme gerade von der Venus<, sagte ich obenhin.

>Na, fein! Halt mal...< Er runzelte die Stirn, sah mich dann aufmerksam an.

>Sagtest du Esch, Wally Esch?<

>Hm<, ich nickte.

>Jene?<

>Ich erinnere mich nicht, daß zu jenem Zeitpunkt ein ganzer Schwärm von Wally Eschs auf der Venus gewesen wäre.< Ich grinste ihn frech an.

>Teufel noch eins! — Also, morgen acht Uhr am Hafen. Nicht zu viel Gepäck!<

Ich nickte. >Um acht!<

Es waren wirkliche Strapazen, die uns auf diesem Weg begleiteten. Die jungen Leute machten es mir so leicht wie möglich, weil ich jene Wally Esch war.

Dieser zehntägige Marsch war ein einmaliges Erlebnis, und schon seinetwegen hätte sich mein Entschluß, die Naumannguppe zu suchen, gelohnt. Nie

hätte ich geglaubt, daß es auf dieser alten Erde noch so viel Natürliches, Urwüchsiges gab.

In Estrella Nueva, einer winzigen Siedlung, verabschiedeten wir uns wie alte Freunde.

Und wieder hatte ich Glück. Die Naumann-Expedition hatte ich noch nicht gefunden, aber ein Kurier, ein Mann des Matoschutzes, nahm mich mit nach Santa Marti.

Dort bekam ich den ersten konkreten Hinweis auf die Gruppe Naumann. Der Matoposten versicherte mir wortreich, sie arbeite etwa vier Tagemärsche vom Ort im Urwald, in einem bedeutenden Ruinenfeld, das erst kürzlich entdeckt worden sei.

Und er sagte mir noch, im örtlichen Krankenhaus läge ein Expeditionsteilnehmer, der hielte vielleicht Verbindung mit seiner Gruppe.

Es zog mich mit Macht in dieses Krankenhaus, aber ich bedurfte vorher einer dringenden Restaurierung, vor allem einer Dusche. Und die Herberge, so hatte mir der behäbige Ordnungshüter versichert, wäre erstklassig.

Den Zweck der Siedlung ahnte ich, als ich mich auf den Weg zum Krankenhaus

machte. Vor einem Jahrhundert hatte man begonnen, die Reste der fast ausgerotteten Ureinwohner des südamerikanischen Urwaldes von solchen Punkten aus zu unterstützen mit dem Ziel, sie seßhaft zu machen, sie aber vor allem gegen die schädigenden Einflüsse der Zivilisation und umherschweifender gewissenloser Händler und anderer, die mit der Unwissenheit der Indios spekulierten, zu schützen.

Heute hatte sich der Charakter derartiger Siedlungen gewandelt, aber etliche der Leute waren wohl geblieben, hatten gern den Trubel der Städte gegen die Urwüchsigkeit des Mato getauscht. Und die an der Peripherie entstandenen Indiodörfer verschmolzen mit der Stadt, die Menschen vermischten sich, es entwickelte sich eine merkwürdige Eigenständigkeit, ein beachtenswerter Menschenschlag, bestehend aus zähen Kleinwüchsigen, die sich mehr und mehr zusammenschlossen und gegen den Raubbau in den Wäldern, gegen allzu rigorose Modernesse zur Wehr setzten. Ich hatte viel von solchen Kolonien gehört, von denen es zahlreiche gab, befand mich zum ersten Mal in einer und hätte sie liebend gern durchstreift, entdeckt, aber...

Das Krankenhaus verdiente diesen

Namen eigentlich nicht. Ein kleiner, weißer Flachbau erstreckte sich unmittelbar am Rande des Mato. Höchstens zwanzig Betten mochte er haben, schätzte ich.

Im Haus traf ich zunächst keine Menschenseele. Ich stand unschlüssig in einem hellen Korridor. Außer zweistelligen Nummern trugen die Türen keinerlei Aufschriften. Ich klopfe an eine und trat kurzentschlossen ein. Eine weißbekittelte junge, sehr junge Frau saß an einem Mikroskop-Manipulator, die Augen fest an den Okularen und die Finger in den Motorbuchsen. Sie murmelte etwas, das wie >Augenblick< klang, und schien mich dann wieder völlig vergessen zu haben. Nun, so eilig hatte ich es nicht, und der Verletzte lief mir sicher nicht davon, obwohl ich darauf brannte, ihn zu sprechen.

Eine Weile sah ich der Frau interessiert zu. Nur am leisen Muskelspiel ihrer bloßen Arme konnte ich sehen, daß sie mit den Fingern etwas tat.

Mit der Zeit wurde es langweilig.

Ich fuhr förmlich zusammen, als sie plötzlich die Hände aus den Hülsen zog, sich aufrichtete und sich mit kräftigem Schwung mir zudrehte. Gleichzeitig fragte sie ein wenig brüchig: >Was kann ich für

dich tun?<

Sie war mir vom ersten Augenblick an sympathisch. Aus auffallend großen Augen blickte sie mich von unten an, und wie Schalk stand es darin. Diese Augen überstrahlten gleichsam das kleine, runde Gesicht, das von einem durchaus nicht modisch geschnittenen, aber ausgezeichnet zu ihr passenden kurzen hellen Haar umrahmt wurde.

Ich stotterte zunächst, fand mich jedoch rasch. >Den Mann von der Naumanngruppe möchte ich unbedingt sprechen. Wally dreihundertsiebenundzwanzig Esch.<

Sie stülpte ein Sehglas auf. Um ihren Mund spielte ein Lächeln. >So — unbedingt. Na, — da wünsche ich dir Glück.< Sie sagte es mit listigem Spott. >Oder sprichst du etwa spanisch?<

>Nein, wieso?< Doch dann begriff ich. >Ach so!<

>Er wird heute nachmittag abgeholt.< Es klang beruhigend. >Von einem Mitglied der Naumanngruppe. Er ist wieder hergestellt.< Ich sah zur Uhr, bald zehn. Mittag also. Die Zeit würde vergehen.

>Aus welchem Grund hat es dich denn hierher verschlagen?< fragte sie, und unvermittelt fügte sie hinzu: >Ich heiße Crini,

Crini Kuryn...<

>Eine Bekannte arbeitet in der Gruppe.<

> Wahrhaftig ein guter Grund, vom Sektor drei hierherzukommen.< Damit schien die Sache für sie abgetan. Sie schaltete den Computer ab, ordnete einiges vom Operationsbesteck und sagte: >Gehen wir essen.<

Während wir in einer dürftig eingerichteten Kantine ein kräftiges Steak verzehrten, erzählte sie mir, es sei gegenwärtig für sie ziemlich langweilig, Material, Material... Dabei erklärte sie zunächst nicht, was für Material sie meinte. Doch später wußte ich, mit dem Krankenhaus hatte sie nichts zu tun. Sie war im Auftrag ihres Instituts als Genoperatuse hierhergekommen, weil sie sich eine interessante Arbeit versprochen, dabei aber außer acht gelassen hatte, daß für die vorgesehenen Mutationen erst eine Unmenge Samen, eben jenes Material, operiert werden mußte, was man an Ort und Stelle tat, um Anpassungsprobleme zu mindern. Da im Krankenhaus ohnehin nichts los sei, hatte man einige Räume zu Laboratorien umfunktioniert.

Was ich im stillen gehofft hatte, traf ein: Maud Chladkov kam mit einem Motordrachen, den sie selbst steuerte, um

ihren Kollegen abzuholen und ihm, wenn nötig, unterwegs noch ärztliche Hilfe zuteil werden zu lassen.

Wir standen in der Tür, diese Crini und ich, als die Maschine landete, Maud eilig aus dem Apparat sprang und auf das Gebäude zuschritt. Sie blinzelte gegen die Sonne, erkannte mich zunächst nicht.

>Wally!< rief sie dann und blieb überrascht stehen. Es war Frage und Ausruf zugleich. >Um alles in der Welt, was tust du denn hier?<

>Zu dir will ich.< Im letzten Augenblick unterdrückte ich eine Regung, sie zu umarmen. Ich spürte ihre Zurückhaltung.

Maud schüttelte höchst erstaunt den Kopf. Gleichzeitig war mir, als zöge ein leises Erschrecken über ihr Gesicht. >Ich wollte zwar möglichst schnell zurück mit Fernando — oder kommst du mit?< Maud schien verwirrt.

Ich schüttelte den Kopf. >Ich will zunächst mit dir sprechen und dich — um einen Gefallen bitten.< Schon in diesem Augenblick fühlte ich mich enttäuscht. Begegnet man sich so nach Jahren guter Bekanntschaft?

Maud stand unschlüssig, blickte zur Uhr. >Natürlich<, sagte sie dann. >Einen

Augenblick — ich kümmere mich nur um Fernando.< Sie trat ins Haus, kannte sich offensichtlich aus.

>Hat das nicht Zeit gehabt, bis sie wieder daheim sind?< fragte Crini Kuryn. Sie sah mich dabei an, als sei ich eine, in deren Kopf nicht alles rechtens verlief.

Maud kam schnell zurück. Mir klopfte das Herz bis zum Hals. Auf einmal wäre ich am liebsten umgekehrt. Plötzlich dünkte mich mein Vorhaben unglaublich absurd. Alles, was ich mir an Argumenten aufgebaut hatte, schien zu zerfließen, unhaltbar zu werden. Ich riß mich zusammen, schalt mich albern und folgte Maud in das Zimmerchen, das uns diese Crini mit einem unbeschreiblichen Gesichtsausdruck wie ein Portier wies. Es war ein kleiner Raum mit einer Sesselecke, einer Liege und — ausgerechnet im Tropenwald oder vielleicht gerade deswegen — einer Fotoserie von skifahrenden und im Schnee tollenden Crinis an der Wand. Ihr Wohnraum also direkt neben dem Labor.

Wir setzten uns in die Sessel, und Maud begann zu meinem Entsetzen eine Zigarette zu rauchen, was mich außerordentlich verunsicherte. Ich kannte dieses nostalgische Laster bislang an ihr nicht.

Aber dann sagte sie, wie entschuldigend:  
>Das habe ich mir angewöhnt, seit Erik als vermißt galt, das Alleinsein, weißt du...<

>Und was machen die alleingelassenen Nichtraucher?< Ein wenig Spott konnte ich mir nicht verkneifen, und ich gewann an Sicherheit.

Dann sah sie mich auffordernd an. >Also, was kann ich für dich tun?<

Sie fragte nicht nach meinem Befinden, erkundigte sich nicht nach meinen Venus-Erlebnissen, wollte nichts über die >Lux< wissen... Es war immerhin das erste Mal, daß wir uns danach sahen.

Wortlos stellte ich Dirks Behälter auf den Tisch und bedeutete ihr, das Ganze zu betrachten.

Sie tat es ziemlich verständnislos, gab mir dann das Gefäß zurück, sah mich an und zuckte mit den Schultern. >Ja?<

>Ich fand ihn bei Dirk<, sagte ich leise, >für mich. Es sind Kerne, lebende Zellkerne. Von ihm...<

Sie sah mich mit eingekniffenen Augen an, langsam verstehend. Einen Augenblick war mir, als liefe Erleichterung über ihr Gesicht. Doch zunehmend blickte sie finster, abweisender. Und in dieser Sekunde wußte ich bereits, die Reise zu Maud war umsonst

gewesen.

Maud war eine schöne Frau. Schlank, überschlank, trug sie das blonde Haar zu einem Nackenknoten verschlungen, wodurch eine von der Figur und von dem schmalen Gesicht ausstrahlende Strenge noch betont wurde. Die fast zusammengewachsenen Brauen ließ sie wuchern, ihre schwarzen Augen erhielten dadurch Tiefe, aus der heraus ihnen nichts zu entgehen schien. Der schmale Mund verriet allzuviel von dem, was sie bewegte. Er konnte Spott ebenso wie Verachtung oder Härte nicht verbergen.

Eigentlich kannte ich Maud nicht gut. Keiner von meinen Kollegen und Freunden kannte sie gut. Was uns zeitweise zusammengeführt hatte, war das gleichartige Schicksal, einen Gefährten auf der >Lux< zu haben.

Voller Zuversicht war ich gewesen, der gemeinsame Verlust, der Schmerz um die Gefährten würden mir in Maud eine Verbündete geschaffen haben. Diese Hoffnung hatte mich ungeduldig um die halbe Welt getrieben. Ein einziges Fältchenspiel um diesen Mund machte sie zunichte. Trotzdem trug ich ihr mein Anliegen vor.

Schon nach wenigen Minuten unterbrach sie mich schroff. >Rede nicht weiter, Mädchen! Du bist ja von Sinnen. Hör auf und schlag dir das aus dem Kopf, wenn du nicht willst, daß ich sofort den Rat informiere.< Dann kam so ein Anflug von Mütterlichkeit über sie. Sie nahm über den Tisch hinweg meine Hände. >Versteh doch, Wally. Es geht einfach nicht, so etwas kann ich nicht machen. Und nicht nur, weil es das Gesetz verbietet. Klone sind etwas zutiefst Amoralisches, ich empfinde so, die Gesellschaft empfindet so. Ich sehe jetzt ganz von der Gefahr ab, in die du dich durch einen derartigen Eingriff begeben würdest. Ich brauche dir nicht zu sagen, daß eine solche Operation strengste Sterilität... Aber was rede ich, es ist ausgeschlossen! Sieh mal, Wally...<, sie führte einen neuen Gesichtspunkt an, >du weißt nicht mal richtig, was das für ein Stoff ist. Er könnte der Strahlung ausgesetzt gewesen, eine Mutation könnte eingetreten sein. Ein Monster, verstehst du, ein Monster könnte so entstehen. Das kann niemandes Wille sein. Keiner kann das verantworten, du am allerwenigsten!< Sie sagte es sehr eifrig, als benötigte ihre Ablehnung weitere Argumente.

>Ich dachte...<, begann ich, brach jedoch ab. Ihre Antwort war endgültig. Was sollte ich da noch begründen, vielleicht sagen, daß ich sogar gehofft hatte, sie würde ihre Arbeit bei Naumann meinetwegen um einige Tage unterbrechen? Ich hätte bestimmt irgendwo brauchbare Bedingungen geschaffen, wenn sie nur bereit gewesen wäre.

>... also<, sagte sie, und es sollte Trost sein. Ich habe sie gehaßt in diesem Augenblick, >fasse die Reise als eine Erholung auf, eine Abwechslung! Wenn du willst, komm ein paar Tage zu uns. Es ist interessant.< Dann zog sie die Stirn in Falten. >Aber ich erwarte, Wally<, der Ton wurde streng, >daß du das...<, sie wies auf den Behälter, >... so in Ordnung bringst, wie man es von einem verantwortungsbewußten Menschen — in den man Vertrauen gesetzt hat, denke an deinen Venus-Einsatz — erwarten kann.< Sie hatte sich bei den letzten Worten erhoben — für sie war die Unterredung beendet — trat auf mich zu, legte mir eine Hand auf die Schulter und sagte: >Hm! Du siehst das ein.<

Die Berührung bereitete mir auf einmal körperliches Unbehagen. Ich stand schnell auf, schüttelte so ihre Hand ab und zwang

Maud, einen Schritt zurückzutreten. Dann nickte ich, versuchte ein Lächeln.

>Nichts für ungut<, die Floskel ging ihr leicht über die Lippen. >Ich muß jetzt leider aufbrechen, will nicht in die Dunkelheit geraten.< Und sie ging.

Wie leer kam ich mir vor, wollte es nicht fassen, daß sie mich derartig brüskiert und gedemütigt hatte.

Draußen sprach man, Türen gingen. Später hörte ich das Rauschen des Drachens. Es war endgültig...

Dann fühlte ich Trotz aufsteigen, Auflehnung. Ich ergriff den Behälter, preßte ihn in der Faust. Und ich dachte an Dirk, und mein Hirn schrie ein unüberwindliches Nein.

Ich hatte nicht bemerkt, daß diese Crini eingetreten war, zuckte leicht zusammen, als sie mir die Hand auf die Schulter legte. >Na<, sagte sie, und es klang mitfühlend, >war wohl doch übereilt, die Reise?<

Ich verstand zunächst nicht, starre irgendwohin. Dann zuckte ich mit den Schultern und erhob mich. >Du hast es gehört?< fragte ich ruhig.

>Alles<, antwortete sie freimütig. Sie setzte sich in den Sessel, in dem vorher Maud gesessen hatte. >Nimm Platz.<

Ich gehorchte ihr. Ich hatte kein Ziel,

fühlte mich hilflos.

>Darf ich?< Ohne meine Zusage abzuwarten, nahm sie mir den Behälter aus dem krampfigen Griff. Sie betrachtete ihn. >Schöne Arbeit.< Dann, stellte sie ihn hart ab, beugte sich zu mir über den Tisch. >Ich mache es!<

Ich benötigte lange, um zu begreifen. Dann fiel mit einem Schlag alles Deprimierende von mir. >Du?!" rief ich und setzte mich kerzengerade.

>Ja, ich, es ist mein Beruf. Ich mache hier im Grunde nichts anderes!<

Es war ungeheuer!

Ich überlegte wirres Zeug, die Gedanken stritten um Unausgegorenes, für und wider. Dann sagte ich mir: Warum eigentlich nicht! >Du hast wirklich — alles gehört?< Der Gedanke, doch noch einen Helfer zu finden, hielt mich gefangen. Es war wie heißes Fieber. >Du bist dir aller Konsequenzen bewußt?< Ich lehnte mich zurück, wurde ruhiger. >Du hast auch gehört, womit sie drohte. Und du weißt, daß es — ziemlich gefährlich ist. Du bist kein Arzt!<

>Du hast mein Angebot, du entscheidest.<

>Weshalb würdest du es tun?<

>Es ist ungeheuer!<

Erst jetzt sah ich sie mit aller Aufmerksamkeit an. Sie schien erregt, voller Erwartung, ihr Gesicht war gerötet. >Was ist daran eigentlich so ungewöhnlich?< fragte ich sie. >Die Sache ist hundertmal gemacht worden, vor dem Verbot.<

>Das ist dreißig Jahre her, aber...<

>Trotzdem, bei Tieren ist es Routine<, unterbrach ich, wollte sie zum Argumentieren zwingen.

Sie nahm abermals den Behälter. >... aber das hier, deine Geschichte, diese Kerne, dein Nachlaß... ach, was rede ich. Wenn du nicht selbst so empfändest, wärst du nicht hier, hättest es längst abgeliefert. Also, ich dränge dich natürlich nicht, wenn du nicht mehr willst.<

>Und du glaubst, du schaffst es?<

>Doch!< Sie sah mich fest und treuherzig an, setzte dann in leichtem Ton hinzu, >bei normalem Risiko natürlich. Es ist kein leichter Eingriff, insofern hat deine Maud recht.<

Maud war weit aus meinen Gedanken geraten. Mußte sie sie zitieren? Hatte Maud nicht überhaupt recht, auch in dem, was sie noch sagte und forderte? Ich schloß eine Sekunde die Augen. >Ich will<, sagte ich. Dann sah ich ihr ins Gesicht, ein gutes

Gesicht. Ich legte meine Hand auf die ihre.

Dann ließ Crini sich in den Sessel zurückgleiten. Rasselnd sprangen die Knöpfe ihres Kittels über die Tischkante. Sie sank gleichsam in sich zusammen, biß sich auf die Lippen, starrte vor sich hin, sah zu mir, versuchte ein Lächeln.

>Angst auf einmal?< fragte ich.

Sie schüttelte energisch den Kopf. Danach sagte sie, und es nahm mich vollends für sie ein: >Es schien mir nur einen Augenblick eine Nummer zu groß für mich.< Doch plötzlich kam wieder Leben in sie. >Zeigst du sie mir?< bat sie und hielt mir den Behälter hin.

Ich öffnete.

>Kann ich... drüben?< Sie sprang schon auf und machte einen Schritt zur Tür. >Der Manipulator hat eine immense Vergrößerung<, erläuterte sie, bereits die Klinke in der Hand.

Obwohl es mir leid tat, die Substanz preiszugeben, willigte ich ein.

Unter dem Mikroskop pulsten die Kerne, deutlicher und größer, als ich sie je sah.

Ich blickte gespannt auf Crini.

Sie ließ sich Zeit, verschob den Objektträger, veränderte die Schärfe, färbte sogar ein. Und dann sagte sie das

Erlösende, das mich tief ausatmen ließ:  
>Kerne, du hast recht, Kerne. Erstaunlich,  
wie frisch sie sind.<

Am späten Nachmittag besprachen wir die Modalitäten. Ihre eigentliche Aufgabe schien Crini völlig vergessen zu haben.

Tags darauf, diesmal per Flugzeug, flog ich zurück nach Santa Cruz. Es gab viel vorzubereiten.

Wir hatten beraten, wie wir das Klongesetz vielleicht umgehen könnten, schmiedeten Pläne, wie wir >danach< unsere Beziehungen fortsetzen würden. Wir schieden als verschworene Freundinnen. In einer Woche wollte Crini nachkommen.

Ich war glücklich, aber voller Bangigkeit. Nun, da mein Vorhaben greifbar wurde, stellte sich bei mir so etwas wie Angst ein, ob auch wirklich alles bedacht sei, ob die gesellschaftliche Norm wirklich unbeschadet ignoriert werden konnte. Würde das Baby ein Klon, wer schon würde es merken. Niemand kontrolliert, ob das Gesetz eingehalten wird. Nein, das war unter uns, zwischen Crini und mir, auszumachen. Was mich betraf — ich hatte keine Gewissensbisse, und Crini — bah! Aber woran ich manchmal dachte: Der Behälter hatte im Kontakt mit der Venussphäre

gestanden, und wer weiß, welchen Einflüssen er noch unterlegen war. Wenn die Substanz Schaden genommen hatte, wenn es doch ein Monster werden würde. — Schließlich war da auch noch Furcht, mir könne etwas zustoßen. Wem wäre damit wohl gedient. Und einige Male dachte ich sogar daran, von meinem Vorsatz, das Kind in meinem Leib auszutragen, abzurücken, um eine solche Gefahr auszuschließen. Natürlich war diese Furcht auch durch die Unterredung mit Maud beeinflußt worden...

Das kleine Hotel, in dem ich mich eingemietet hatte, war um diese Jahreszeit nur halb besetzt. Die Regenzeit klang mit einem täglichen kurzen Schauer aus, Schauer, wie ich sie noch nicht erlebt hatte. Nichtsdestotrotz trieb ich mich mehrfach in diesen Sturzbächen am Rand des Urwaldes herum. Man wußte nicht, ob der Mato in die Stadt hinein oder diese in ihn hinauswucherte. Ich hatte mir eine der neuzeitlichen aufblasbaren Regenkabinen mitgebracht. Mit dieser stapfte ich herum, erfreut über das buchstäblich urplötzliche Wachstum in dieser üppigen Natur, über ihr Erblühen, ihr Wuchern.

Am dritten Tag bereits machte ich am Rande des Urwaldes einen leerstehenden,

guterhaltenen Flachbau aus. Es dauerte, bis es mir gelang, den Besitzer herauszufinden. Es war der ehemalige Sanitätsstützpunkt eines Bohrunternehmens.

Man sah mich zwar sehr verwundert an, aber als ich zusicherte, nichts zu verändern, überließ man mir den gesamten Bau für acht Wochen.

Als ich den Schlüssel besaß, suchte ich sofort dieses neue Domizil auf. Es war nahezu ideal für unsere Zwecke. Aber noch hatte ich mehrere Tage bis zu Crinis Eintreffen, und so zu tun, daß Grübeln oder gar Langeweile überhaupt nicht aufkamen. Ich schrubbte, putzte und desinfizierte, besorgte Kleinigkeiten. Und nach und nach wurde aus dem Haus das, was wir brauchten. Es blieb mir gerade noch, ziemlich abgekämpft, aber guten Mutes, ein >freier« Nachmittag, den ich wieder im nahen Wald verbrachte. Als ich zurückkehrte, erwartete mich eine frohgestimmte Crini.

Gleich nachdem wir uns begrüßt hatten, fragte ich mit einer umfassenden Geste beifallheischend: >Na?<

Sie verzog das Gesicht zu einer Grimasse, die über alle Maßen Anerkennung ausdrückte, und sagte:

>Donnerwetter<, sie lächelte, >das sind ausgezeichnete Bedingungen, wie in einem Krankenhaus...<

Am Abend besprachen wir, was und wie nun weiter eingerichtet werden sollte. Und es war erstaunlich wenig, was Crini noch forderte: einen Sterilisator. >Ob wir den bekommen in der Wildnis?<

Wir bekamen vom örtlichen Krankenhaus einen geliehen. Man wollte nicht einmal wissen, wozu.

Einmal fragte Crini: >Du bleibst bei deiner fixen Idee mit dem Selbstaustragen?<

>Ja!<

Sie nahm daraufhin einen flachen Koffer aus ihrem Gepäck, klappte ihn auf: blitzende chirurgische Instrumente, bei deren Anblick mir doch ein Schauer über den Rücken lief.

Crini bemerkte meinen Anflug von Furcht. Sie wiegte spöttisch lächelnd den Kopf. >Na, na<, sagte sie, >vielleicht überlegst du es dir doch noch?<

>Nein.< Ich sagte es beinahe schroff. Eigenartigerweise kamen mir weder Maud noch das Gesetz oder andere Skrupel mehr in den Sinn. Und wenn sich schon Bedenken einstellten, dann die, daß ich Dirks Wunsch nicht erfüllen, daß ich versagen könnte. Ich zweifelte weder an der

Kunst dieser blutjungen Crini, der ein paar Jahre Erfahrung mehr durchaus nichts geschadet hätten, noch daran, daß ich etwas Rechtes, etwas Großes vorbereitete. Mich erfüllte das alles mit Stolz. Ich geriet auch immer mehr in eine Stimmung, wie man sie hat, wenn Angenehm-Feierliches, vielleicht Weihnachten, die offizielle Anerkennung einer Leistung, die man vollbracht hat, näherrückt. Es war ein beglückendes Sehnen, ein leichter Rausch vielleicht, der mich wie schwebend machte.

Crini bemerkte diese meine Stimmung ganz sicher. Sie musterte mich des öfteren mit prüfendem Blick, aber sie sagte nichts.

Als sie mit den Messungen begann, war ich so ruhig, wie sich der Arzt wohl einen Patienten vor der Operation nur wünschen möchte.

Eine kleine Aufregung gab es noch, als Crinis Mikromanipulator eintraf, ein neuer, der in das Urwaldhospital geliefert werden sollte, und den sie einfach umdirigiert und sich, da er dort, solange sie nicht da sei, nur herumstünde, geborgt hatte. Es fehlte zunächst eine Kiste mit dem Mikro-Support, ohne den es nicht ging.

Wir rannten aufgeregt zur Post. Dort verstand man unsere Nervosität überhaupt

nicht. Erst ein Tag? Was ist das schon. Die Kiste wird schon noch eintreffen! Das tat sie glücklicherweise zwei Tage später, und das Gerät funktionierte zum Entzücken Crinis großartig.

Ich verstand davon herzlich wenig, wußte nur, daß unser gesamtes Unterfangen eben vom Funktionieren dieses technischen Wunderwerkes, mit dessen Hilfe präziseste Operationen im Zellkern ausgeführt wurden, abhing.

Meine Bedenken, ob ein so zierlicher Mensch wie Crini in der Lage sein würde, die Operation mit allem Drumherum zu bewältigen, tat sie mit einem Lächeln ab. Physisch sei es nicht anstrengend...

Als mir Crini das reife Ei entnahm, gekonnt und völlig schmerzfrei, wunderte ich mich ein wenig, daß sie jedes kleinste Schrittchen erläuterte, ja mir erklärte, welche Handgriffe mit welcher Kraftanstrengung sie gerade vollführte.

Meine zaghafte Frage nach dem nunmehr benötigten Sperma beantwortete sie nicht, und mir ist noch heute unbekannt, wo sie es wenige Stunden nach der kleinen Operation herbrachte. Noch einmal fragte ich, aber sie lachte. >Sei nicht so neugierig...<

Stutzig wurde ich ein wenig, als sie nur

einen Teil davon in die Petrischale gab, in der mein Ei bereits in der Nährlösung schwamm und in der sich die Befruchtung vollziehen würde. Sie erläuterte, das sei eine Vorsichtsmaßnahme, da man ja nicht wissen könne, ob es auf Anhieb klappte.

Drei Tage später, ich wurde schon ungeduldig, weil doch nun das Eigentliche beginnen mußte, wurde mir mit einemmal ihr Gebaren verständlich.

Crini bereitete, von mir mit wachsendem Erstaunen beobachtet, einen weiteren Eingriff vor, legte das gleiche Gerät zurecht, und ordnete Liege und Lampe so an, wie ich es erlebte, als sie mir das Ei entnahm.

>Nichts geworden?<

>Weiß nicht — morgen erst ist die Zeit abgelaufen.< Sie sagte es irgendwie schelmisch.

>Aber ich habe doch kein reifes Ei wieder. Wir müssen den Zyklus abwarten!<

Sie lachte ein lautes Schalkslachen, äffte nach: >Abwarten<, verschwand in der Duschkabine, prustete bald, ließ mich recht verwirrt und mit allerlei spekulativen Gedanken zurück.

Ich hatte den Eindruck, sie benötigte für das Bad mehr Zeit als sonst — und überhaupt, ich sah zur Uhr, es war Mittag,

hatte sie nicht bereits am Morgen geduscht? So anstrengend, daß ein weiteres Bad vonnöten gewesen wäre, war der Tag noch nicht verlaufen.

Ich beobachtete sie daher sehr neugierig, als sie wieder, nur mit einem leichten Kittel bekleidet, ins Zimmer trat.

Crini schwang sich wie übermütig auf die Operationsliege, sah mich pfiffig an und sagte zu meinem Entsetzen: >Steh nicht 'rum, Wally. Fang an!<

Ich stieß heftig die Luft aus. >Du bist verrückt!< rief ich inbrünstig. >Das geht nicht, das mache ich nicht!<

>Na, komm schon — oder bist du eifersüchtig, daß ich — auch ein Kind von Dirk will?< Sie lachte über ihren Einfall und meine Empörung.

>Du meinst es nicht ernst, willst mich verulken.< Doch ich wußte, so gut kannte ich sie, daß sie nicht spaßte.

>Fang an, Wally, sonst müssen wir vielleicht doch einen Zyklus abwarten.<

>Crini, sei ernst. So etwas würde ich niemals zulassen — nicht wegen Dirk. Und selbst wenn ich das mit dem Ei noch schaffe, das Wiedereinsetzen nimmer!<

>Wir brauchen auch nur die Eizelle. Einsetzen entfällt.< Und sie erläuterte

ernsthaft: >Wally, ich habe mir gedacht, es schadet nichts, wenn wir — die Sache doppelt machen. Wir halbieren so das Verträglichkeitsrisiko. Aber ich werde die Frucht nicht wie du austragen und gebären. Morgen wird der Inkubator geliefert. Also!<

Ich war mehr als überrascht. Mein Widerstreben legte sich rasch. Ich trat auf Crini zu, beugte mich gerührt zu ihr hinunter und drückte dankbar mein Gesicht an das ihre. Sie umfaßte mich mit beiden Armen und zog mich an sich. >Crini<, sagte ich leise, >du bist mir schon eine!<

Nach einer Weile löste sie sich von mir, ich richtete mich auf. >So — und nun ans Werk<, sagte sie forsch, ein wenig belegt. >Die Spritze!<

Noch zögernd befolgte ich das, was sie anordnete. Kleidete mich um, wusch mir sorgfältig die Hände, bereitete mich klopfenden Herzens auf den Eingriff vor. Es war mir so recht, was sie tat. Nur, ich hätte nie einen derartigen Wunsch ausgesprochen, nie jemanden um dieses Opfer gebeten. Gedanken über ein zweites Wesen Dirk machte ich mir damals überhaupt nicht. Ich fühlte nur Dankbarkeit gegenüber Crini und war überzeugt von ihrem Argument.

>Na, siehst du<, sagte sie, als das Fruchtkörperchen in der Nährlösung schwamm. Und ich war über dieses nebenbei gesprochene >na siehst du< sehr, sehr glücklich...

Der kommende Tag nun würde die Entscheidung bringen. Crini mußte einen der Kerne aus Dirks Substanz gegen den befruchteten in der Eizelle austauschen, ohne die Lebensfähigkeit des Ganzen zu beeinträchtigen. Dagegen erschien mir das Einsetzen des so behandelten Eis in meinen Leib eine Kleinigkeit.

Crini bereitete die Operation gründlich vor. Ich bekam Verhaltensregeln, die ihr optimale Bedingungen schufen. Sie blieb weiterhin bewunderungswürdig heiter gestimmt, alle Schnoddrigkeit war von ihr abgefallen.

Ich war außerordentlich aufgeregt, kaum in der Lage, ab und an einen Blick auf die intensiv und konzentriert arbeitende Crini zu werfen. Sie saß wie neulich, als ich sie zum ersten Mal traf, scheinbar bewegungslos vor dem Mikromanipulator. Unter den hauchfeinen Fingerdrücken entschied sich das Schicksal des Wesens, das ich nach Dirks Willen zur Welt bringen würde. An Maud und ihre Forderungen dachte ich schon. Was wußte sie schon, was in einem

vorgeht, wenn man aus der leblosen Hand des Geliebten sein Vermächtnis löst. Ich lasse darauf doch nicht ein Heer von Wissenschaftlern stürzen, mir das von ihnen einfach wegnehmen. Nein. Ich würde Maud nicht wiedersehen, nie würde sie erfahren, was geschehen war. Nachträglich fühlte ich mich froh und erleichtert, daß sie abgelehnt hatte. Wie hätte sich diese Frau wohl weiter verhalten...?

Es gelangen beide Operationen, die an meiner und die an ihrer Eizelle zwei Tage später. Ich fühlte mich unsagbar erleichtert, Crini stolz und froh. Sie tat wieder, als hätte es nie das geringste Risiko gegeben. Nun, wäre der erste Anlauf erfolglos gewesen, wir hätten den nächsten Zyklus noch abgewartet, doch länger hätte es nicht dauern dürfen. Crini mußte zurück an ihre Arbeit, und ich schließlich auch.

Noch einmal waren wir aufs höchste gespannt, als Crini kontrollierte, ob die Zellen nun selbstständig begonnen hatten, sich zu teilen mit Dirks Kernen und ohne jeden Anteil meiner und jener unbekannten männlichen Komponente, die wir für die Befruchtung benötigt hatten, die den Prozeß der Teilung in Gang setzte, dann aber, wie der Drohn aus dem Bienenstock, entfernt

wurde. Es würde das echte Erbe Dirks sein, ausschließlich geprägt von seinen Genen, ein Dirk im wesentlichen.

Dann implantierte mir Crini das bis zu diesem Zeitpunkt normal entwickelte Ei. Als sie die Operation beendet hatte, strich sie mir über die Wange und sagte: >Nun macht's gut, ihr zwei!< Und es war mir, als schwänge ein wenig Sorge in ihren Worten.

Wieder bemächtigte sich meiner kribbelnde Spannung. Behielt der Körper das Eingeplante, wird sich von nun an der Fötus entwickeln? Die nächsten drei Monate würden es entscheiden.

Aber nach wie vor bedauerte ich keinen einzigen Augenblick, mich für die Schwangerschaft entschlossen zu haben, auch nicht, als ich miterlebte, um wie vieles einfacher und bequemer sich ein Fötus im Inkubator entwickelte. Und das Faszinierende daran: Man konnte jedes Stadium erleben, sehen. Was für ein erhabenes Gefühl für die Mütter, die das Heranwachsen ihres Kindes bis zur Reife so unmittelbar beobachten konnten, ohne selbst die Beschwerden einer Schwangerschaft und Geburt auf sich nehmen zu müssen. Ich fand, eine der größten Errungenschaften der Menschheit

überhaupt, die endgültige Befreiung der Frau... Ich dachte so, als Crini den Inkubator einrichtete und später ihre Eizelle mit Dirks Kern hineinpflanzte. Und dabei strich ich mir über den Leib, in dem es heranwachsen sollte wie vor Urzeiten...

Wir gestatteten uns dann noch eine halbe Woche gemeinsamen Urlaub, stakten davon zwei Tage auf dem nahe gelegenen Urwaldfluß, genossen in einem Gleichklang, wie ich ihn vorher mit einer Freundin nicht für möglich gehalten hatte, den Dschungel mit seinen tausendfältigen Stimmen, seinem Duft, seiner nun aufbrechenden Farbenpracht.

Die letzten Stunden waren überschattet von einer leichten Abschiedswehmut. Trost blieb, daß wir für ein Jahr eine individuelle Frequenz erhalten hatten, die uns jederzeit eine Sprechverbindung ermöglichen würde. Und ich hatte die Zusage Crinis, sofort zu kommen, falls größere Komplikationen aufraten. >Aber<, mahnte sie, >nicht, wenn dir morgens die Speise aus dem Gesicht fällt. Das ist normal. Ich empfehle dir, Einschlägiges zu lesen, daß du nicht überrascht wirst. Die Frauen wissen schon, weshalb sie vom Hergebrachten abgerückt sind, zumindest vom zweiten Teil der

Sache...< Sie schmunzelte.

Ich stutzte, bis ich begriff, ihr scherhaft drohte, lachend beipflichtete.

Wir warteten auf den Hubflügler, der Crini mit ihrem großen Gepäck in den Mato zurückbringen würde. Die Maschine verspätete sich, aber die ganze Zeit hielt die Freundin den verpackten Inkubator im Arm, behütete so den dritten Dirk.

Ich stürzte mich in meine Arbeit. Es war trotz guter Verteilung der Aufgaben während meiner Abwesenheit einiges liegengeblieben, und ich hatte den Ehrgeiz, es aufzuholen. Ich wollte eine zunehmende Unruhe unterdrücken und mein wachsendes schlechtes Gewissen beruhigen, zumal mein Ausscheiden aus dem Arbeitsprozeß wegen der Schwangerschaft zu erwarten war. Doch darüber sprach ich mit niemandem.

Mehr als sonst beobachtete ich mich, bemerkte jedoch nicht, ob sich in meinem Befinden etwas geändert hätte. Auch das übliche Unwohlsein trat nicht ein. Gemildert wurde die Spannung erst und machte zunehmender Ausgeglichenheit Platz, als am Ende meines Zyklus die Mensis ausblieb. Ein erstes Anzeichen für den Erfolg der Operation. Ich frohlockte, obwohl ich natürlich wußte, ein ganz sicheres

Zeichen war es nicht.

Im zweiten Monat war mir ab und an unwohl. Das stimmte mich trotz der unangenehmen Begleiterscheinungen glücklich. Als auch der Ablauf des nächsten Zyklus durch nichts angezeigt wurde, war ich mir sicher. Ich bat Pelt, meinen Direktor, um ein Gespräch, fiel mit der Tür ins Haus, indem ich nach dem Gruß lauthals verkündete: >Ich wollte dich informieren, daß ich schwanger bin.<

Pelt runzelte die Stirn, sah mich groß an und sagte: >Du meinst, du schaffst dir ein Baby an.<

Nun mußte ich doch lachen. >Ich meine beides<, sagte ich. >Ich bin schwanger, und das führt zwangsläufig zu einem Kind.<

>Ja, ja — das ist mir bekannt...< Das bemerkte er durchaus ernst, zerstreut, seine Gedanken eilten voraus. Er fragte dann auch sogleich verwundert zurück: >Schwanger, richtig schwanger — so in dir?<

>Eine andere Schwangerschaft ist mir nicht bekannt.< Ich blieb unernst.

>Ja — aber das kannst du doch viel einfacher haben.< Er schien arg verunsichert. >Warum, um alles in der Welt, willst du das denn auf dich nehmen? Ich

habe zwei prächtige Kinder, die Nachbarn... Aber was erzähle ich dir! Meine Gefährtin bekäme ich um keinen Preis der Welt zu so einer Tortur.<

>Das ist eben Ansichtssache.< Ich wollte das Gespräch nicht weiter in diese Richtung führen. Schließlich war ich nicht gekommen, um über Methoden des Kinderkriegens zu diskutieren. Ihm mein Anliegen begreiflich zu machen, hielt ich ohnehin für schwieriger, als ihm die Schwangerschaft beizubringen. Ich hatte mich entschlossen, die Arbeit im Institut nicht aufzugeben, aber ich wollte in einer Nebenstelle an einem anderen Ort wirken. Dirk war hier zu bekannt gewesen. Sein Klon könnte erkannt werden. Für das Registrieren konnte und wollte ich keinen Vater angeben.

Das alles konnte ich ihm natürlich nicht sagen. Ich schilderte — wahrscheinlich ziemlich verworren, daß ich mit einem Problem nicht zurechtkäme. Dirks wegen wäre ich auf die Venus geflogen, mich hatte eine tiefe Zuneigung mit ihm verbunden. Nun wäre ich schwanger. Und für jedermann sichtbar. Dem Gerede der Leute wollte ich ausweichen. Schäbig kam ich mir mit diesem Argument schon vor. Es war wie ein kleiner Verrat an Dirk. Aber ich tat es für ihn,

für seinen Sohn...

Erst schien es, als gäbe es keinen Weg, mich zu versetzen. Pelt meinte, Schwangerschaft sei kein Grund. Das Kind würde dasein und basta. Und überhaupt, für so verschroben und altmodisch hätte er mich nie gehalten. Ich solle vernünftig sein, niemand würde etwas an der Sache finden. >Und wir im Institut schon gar nicht!<

Ich baute ihm und mir eine Brücke. >Ich denke, für Sankt Kitts braucht ihr Leute?<

Er blickte überrascht hoch. >Was denn, du, Wally, gingst dorthin?<

>Freilich, ich wollte dich darum bitten.< Ich sah ihn von unten her an.

Offenbar stritten in ihm der Wunsch, mich in Wien zu behalten, und seine Pflicht als Direktor, das Ganze zu sehen. In dem Institutsteil auf der Insel, den man seinerzeit gerade wegen der Meerwasserenterzung eingerichtet hatte, wollten nur wenige arbeiten.

Pelt fragte sofort: >Für wie lange?<

Dann blickte er aber doch dümmlich, als ich obenhin bemerkte: >Unbestimmt, auf jeden Fall fünf Jahre, bis mein Kind aus dem Gröbsten ist.< Das hatte ich mir alles wohl überlegt. Die irrige Meinung, daß ein Klon stets wie sein Zellspender auszusehen und

sich zu entwickeln habe, teilte ich nicht. Freilich, die Anlagen waren da, das Erbgut, doch der Einflußfaktor Umwelt ist ausschlaggebend, Umwelt im umfassenden Sinne, und dazu natürlich die Erziehung. Man konnte sicher eineiige Zwillinge allein damit >auseinander< erziehen, daß man den einen zum Vielfraß, den anderen zum Asketen werden ließ. Niemand würde danach eineiige Zwillinge vermuten, oder sie ihres Aussehens wegen gar verwechseln. Also ich würde einfach abwarten, wie sich mein Sohn entwickelte. Zudem hatte ich von Leuten gehört, die auf dem kleinen Eiland Sankt Kitts seit Jahrzehnten lebten, Leute, von denen ich etwas hielt, und sie fühlten sich wohl, wollten um keinen Preis mehr von dort fort.

So bekam ich meinen Änderungsvertrag.

Es war mir schon ein wenig weh ums Herz, meine Arbeit, die Kollegen, die alte Stadt verlassen zu müssen. Das einzige, was mich abhielt, mich zu sehr dem Schmerz hinzugeben, war das, was in meinem Leib unverkennbar heranwuchs.

Am letzten Tage in Wien machte ich ausgiebige Spaziergänge, ertappte mich dabei, wie ich Vertrautes, Schönes gleichsam in mich einsaugte, als wollte ich

es für alle Zeit speichern. Ich suchte Stätten auf, an die mich gemeinsames Erleben mit Dirk zog, Plätze, mit denen mich unauslöschliches glückliches Erinnern verband. Ich saß auf der Bank, auf der wir uns zum ersten Mal wie Oberschüler geküßt hatten...

All diese Emotionen bestärkten mich in meiner Meinung, richtig gehandelt zu haben. Ich konnte es, davon war ich überzeugt, vor mir und der Gesellschaft verantworten. Und schließlich, als ich dann endgültig abreiste, war es, als schlüpfte ich in ein neues Kleid, dessen Trageeigenschaften sich zwar noch herausstellen mußten, das mir aber gefiel und von dem ich fand, daß es mir gut zu Gesichte stand. Ganz selten kam mir gänsehäutig Mauds >Monster< in den Sinn...

Mit Crini traf ich mich jeden zweiten oder dritten Tag auf unserer eigenen Frequenz. Und sie berichtete mir das, was ich nicht sehen, allenfalls ein wenig fühlen, im Grunde aber nur denken konnte. Sie sah, wie der dritte Dirk im Inkubator heranwuchs. Es war erregend für mich, und zu gerne wäre ich dabeigewesen. Es war sicher etwas Wunderbares! Doch ich konnte nicht hinfahren. So preßte ich nur ab und an die

Hand auf meinen Leib, lauschte in mich hinein, aber was ich zu spüren glaubte, bildete ich mir größtenteils sicher nur ein.

4 Gewiß lag es nicht nur an meiner inneren Ruhe und Ausgeglichenheit, die mich das Arbeitsklima im Institut auf Sankt Kitts anders empfinden ließen. Wir waren auch in Wien im allgemeinen freundlich, kollegial zueinander, arbeiteten ohne Hektik. Aber ein bestimmtes Autoritätsgespür war stets gegenwärtig, in seinem Gefolge natürlich größere und kleinere Mißhelligkeiten. Der eine fühlte sich ungerecht behandelt, der andere unter- oder überfordert, der dritte wußte es gar besser als der Anordnende. Bislang dachte ich, das müsse so sein.

Auf Sankt Kitts war das anders. Es wurde auch gut gearbeitet. Aber wir waren, ich hätte es nicht für möglich gehalten, administrativ praktisch völlig gleichgestellte Kollegen. Natürlich gab es nominell Leiter und Mitarbeiter, und diese Funktionen wurden auch exakt, ohne übertriebenen Aufwand freilich, wahrgenommen. Aber in der fachlichen Arbeit herrschte eine Einhelligkeit, eine Harmonie, wie ich sie nie

erlebt und für möglich gehalten hatte. Einige Tage nach meiner Ankunft mußte ich einen kleinen Abstrich an meinem ersten Eindruck machen. Eine Ausnahme von dieser Regel bildeten die befristet auf Sankt Kitts Arbeitenden. Sie zählten nicht zum Kreis der Eingesessenen, bei ihren Arbeitsaufgaben waren sie im wesentlichen auf sich gestellt. Sie waren beispielsweise die Dienstreisenden, die Begutachter vor Ort, die, die draußen die Probenehmer anleiteten. Aber der Stamm, in den ich übrigens sofort aufgenommen wurde, arbeitete selbstlos mit- und füreinander. Es gab keine feste Arbeitszeit, aber keiner nutzte das eigensüchtig aus. Jeder qualifizierte sich für jede Tätigkeit, so daß einer den anderen ersetzen konnte. Er könne sich nicht erinnern, so sagte mir Kraszan, der Direktor, nicht ohne Stolz, daß das Institut jemals einen wichtigen Termin versäumt hätte.

Auch auf Sankt Kitts löste mein Zustand Erstaunen aus, aber nur gemäßiges. Man war offensichtlich allerlei an Individualismus gewöhnt. Auch das war wohl ein Grund, daß sich diese Gemeinschaft, dieser Stamm entwickelt hatte. Ich bekam sehr bald mit, daß jeder von uns irgendwo, mal äußerlich

schnell ersichtlich, mal tief verinnerlicht und nur zuweilen an die Oberfläche dringend, seine sehr individuellen Züge, seinen Tick gar hatte. Mein Tick hieß Schwangerschaft. Damit wurde ich voll akzeptiert. Mein zu erwartendes vorübergehendes Pausieren spielte überhaupt keine Rolle. Selbstverständlich würde mein Arbeitspensum miterledigt werden. Meine Tätigkeit, nicht übermäßig interessant, aber wirtschaftlich sehr bedeutend — wir analysierten in vorgeschriebenen Intervallen Proben aus der Enterzung, aber auch kosmisches Material — schuf auf alle Fälle für mich eine willkommene Ablenkung; zunehmend bereitete mir mein Zustand nun doch Beschwerden. Nach der sechsstündigen Schicht fühlte ich mich sehr müde und wie zerschlagen, so daß ich mich meistens einige Zeit hinlegte. Danach erging ich mich ausgiebig am Strand, schwamm in einer kleinen Bucht, in der die Wellen nicht gar so hoch schlugen, oder betätigte mich, meinem Zustand angemessen, sportlich anderweitig. Allzu engen Kontakt mit den Kollegen mied ich, noch unsinnigerweise befangen in dem Gedanken, man könne das Normbrecherische in meinem Tun entdecken.

Ich durchwanderte Landstriche der Insel, die, seit Jahrzehnten wieder zurückgefallen in eine Art Urzustand, mir alles boten, was ich wünschte: Ruhe und ein Fluidum, das ganz zu meiner Einstellung auf das, was mir bevorstand, paßte. Ich klärte in aller Ruhe Notwendiges für später, für meinen Sohn. Mark sollte er heißen. Ich fand alles aufs beste, gerade für meine, unsere Situation wie geschaffen.

Leider funktionierte der Kontakt zu Crini nicht gut. Höchstens einmal in der Woche, wenn wir Glück hatten, konnten wir uns in einer zufriedenstellenden Qualität unterhalten. Meist aber wurde unsere Frequenz von verstümmelnden Störungen überlagert. Aber schon zu wissen, daß sich eine Gleichgesinnte, eine Mitverschworene mühete, mit mir zu sprechen, verhinderte, daß ich mich einsam fühlte.

Als sich mein Leib zu runden, mein Körper sich vollends auf seine neue Aufgabe einzustellen begann, die Arbeit mich mehr und mehr erschöpfte, brauchte ich nichts mehr, was mich zerstreute. Ich konnte Stunden in den Abend träumen, die Hände über dem Leib gebreitet, mit trägen Gedanken, die sich doch immer wieder um das eine, um mein Kind drehten.

Ärztlich wurde ich gut betreut, hatte aber den Eindruck, als stünde man meinem Zustand etwas hilflos, weil unerfahren gegenüber. Ich wußte nicht, wem vor dem Ereignis mehr bang war, dem Arzt oder mir. Froh war ich dann schon, als mich eines Tages auf einem meiner Spaziergänge eine alte Frau ansprach, die mich voller Mitgefühl, auf meinen Zustand anspielend, nach allem möglichen ausfragte und mir erzählte, daß sie zwei Kinder auf diese Weise zur Welt gebracht hätte. Und sie erbot sich, von mir natürlich äußerst dankbar angenommen, mich eine spezifische Gymnastik zu lehren und mir das, was sie über eine schmerzarme Geburt erfahren hatte, mitzuteilen. Sie suchte mich zweimal die Woche auf, und wir sprachen über ihre Kinder, über mein Baby.

An einem Abend, ich saß schlaftrig auf der Terrasse vor meinem kleinen Bungalow, war zu phlegmatisch, ins Bett zu gehen, drang das typische Fiepen an mein Ohr. Crini rief. Ich sprang auf, und mein so überraschter träger Kreislauf machte mich taumeln, eine ungewöhnliche Stunde. Ich tapste schwerfällig zu dem kleinen Sprechgerät. Irgendwie hatte ich sofort das Gefühl, es sei etwas Schlimmes geschehen. Und dann

verstand ich Crini nicht, spürte nur, daß sie außerordentlich erregt und wie verzweifelt mir dringend etwas mitteilen wollte. Schließlich gaben wir auf. Ich ließ mich auf einem Stuhl nieder, unfähig, zusammenhängend zu denken. Was konnte passiert sein? Nur eines konnte Crini derart aufregen, aus der Fassung bringen: Das Kind! Dem Embryo war etwas zugestoßen! Ein Reflex zwang mich, die Hände schützend über meinen gewölbten Leib zu breiten.

Ich verbrachte eine unruhige und angstfüllte Nacht. Von Maud zitierte Bilder ängstigten mich. Der Morgen bestätigte meine ungute Vorahnung: Crini telegraфиerte, daß der Fötus abgestorben sei.

Sofort wählte ich erschreckt und fahrig unsere Frequenz, ohne zu bedenken, daß es bei Crini mitten in der Nacht war. Ich hatte Glück. Wir verstanden uns. Sie zeigte sich sehr erfreut, wurde dann aber rasch traurig und niedergeschlagen, als wir auf den Anlaß dieses nächtlichen Rufs zu sprechen kamen. Ohne sichtlichen Grund hätte die Frucht zu kümmern begonnen und wäre binnen dreier Tage abgestorben. Crini gab sich hilflos und schmerzerfüllt. Unschwer konnte ich heraushören, sie hätte

am liebsten auf der Stelle von vorn begonnen. >Ich habe danach alles untersucht<, sie zögerte, >keine Anzeichen für eine Unregelmäßigkeit!<

Pause.

>Wally...<, Crini schien bedrückt. Ich schob es diesem heimtückischen Schlag zu.

>Ja?< fragte ich, als sie schwieg.

>Laß es dir gut gehen. Bis bald.<

Ich spürte, sie hatte etwas anderes sagen wollen.

Wenige Tage nach dieser Hiobsbotschaft begann es mir schlecht zu ergehen. Weder ich noch der Arzt fanden dafür eine Ursache. Es hatte plötzlich nachts mit einem dumpfen Schädelbrummen begonnen. Als ich aufstehen wollte, um mir ein Glas Wasser zu holen, wurde es mir so schwindlig, daß ich nicht stehen konnte. Später mußte ich mich übergeben, mir war sterbenselend.

Man fackelte nicht lange, sondern übersiedelte mich ins Krankenhaus. Mein Arzt zog Kollegen, Spezialisten hinzu, alle, deren er auf der Insel habhaft werden konnte. Sie fragten mich nach allem möglichen aus, aber meine Auskünfte befriedigten sie nicht. Sie untersuchten mich bis zur Unerträglichkeit, schlossen dann

aber eine beginnende Frühgeburt aus. Ich befand mich am Ende des sechsten Monats. Das Getue kam mir trotz meines erbärmlichen Zustandes ziemlich lächerlich vor. Wäre ich nicht langsam in eine krankheitsbedingte Lethargie gegliitten, man hätte Angst vor soviel Einfalt bekommen können. Niemals wohl hatte sich so eine Geburt angekündigt.

Ich nahm immer mehr ab, später fiel ich in eine Art Dämmerzustand, aus dem mich nur die Zwangsmahlzeiten und die an mir ausgeführten notwendigen Verrichtungen der Pfleger rüttelten. Ich konnte mich kaum noch rühren. Schließlich nahm ich meine Umgebung so gut wie überhaupt nicht mehr wahr, große Gleichgültigkeit überfiel mich, selbst die Angst um mein Kind, bis dato noch das einzige, das mich zwischenzeitlich einmal aufschrecken ließ, schwand.

Ich fand zurück in mein Krankenzimmer, als man in einer Gruppe an meinem Bett darüber diskutierte, ob man mir mein Kind nehmen sollte oder nicht. Die Augen hielt ich noch geschlossen. Eine eigenartige Schwere war in mir, die mich wohlig auf das Bett drückte. Meine Sinne und mein Denken jedoch funktionierten ausgezeichnet, Kopfschmerzen quälten mich nicht. Ich

befand mich in einer ausgesprochenen Jetzt-wird-alles-gut-Stimmung.

Als ich begriff, worum es den Leuten um mich herum ging, sagte ich, und ich wunderte mich selbst, wie gelassen ich das tat: >Ich werde euch helfen.<

>Sie spricht<, rief einer verwundert.

Ein anderer fragte einfältig dringlich, dicht neben meinem Kopf: >Wally, hörst du mich?<

Jetzt öffnete ich die Augen. >Natürlich höre ich euch, auch den Unfug, den ihr da zusammenschwatzt.< Mit großer Mühe kreuzte ich die Unterarme schützend über meinen Leib. >Laßt mein Kind in Ruhe<, knurrte ich.

>Aber ja doch!< beruhigte mich mein Stammarzt. Er sagte es so, als wäre eine schwere Last von ihm genommen.

Eine Minute herrschte wie verlegenes Schweigen, das ich dann profan abbrach. >Ich habe Hunger!<

Man lachte, erleichtert, wie ich herauszuhören glaubte, und ging mit freundlichen Blicken.

Mein Gott, dachte ich, warum übertreiben sie so! Es kann jemandem doch einmal ein wenig schwach werden...

Den nachträglichen Schreck bekam ich,

als man mir nach einem Essen, von dem ich den Eindruck hatte, daß es mir direkt in die Muskeln fuhr, schonend mitteilte, ich hatte nahezu drei Wochen in einem besorgniserregenden Dämmerzustand gelegen. Glücklicherweise hätte der Diagnosecomputer sehr schnell festgestellt, was mir fehlte, sonst... Meine Gehirnzellen hatten begonnen, sich aufzulösen, eine unbegreifliche Mänglerscheinung. Wenn man mich nicht sofort mit speziellen Substanzen ernährt hätte... >Es wird ein schlaues Bürschchen, dein Sohn.< Und der Arzt klopfte mir mit dem Knöchel auf den hochgewölbten Bauch.

Meine ängstliche Frage, ob das Kind vielleicht Schaden genommen haben könnte, verneinte er ganz entschieden. >Sein Herz schlägt kräftig. Er nimmt sich schon von dir, was er braucht, — wie du bemerkt hast.<

Die Menschheit benötigt sicher Jahrhunderte, um in Jahrtausenden Gewachsenes zu überwinden. Obwohl für mein Baby ausgezeichnet gesorgt werden würde, befaßte ich mich im letzten Monat vor der Niederkunft mit meiner mütterlichen Freundin damit, alles vorzubereiten, suchte die nach meiner Meinung schönste

Babykleidung, hortete eine ungeheure Menge an Pflegemitteln und schaffte allerlei zusätzlichen Haustrat an. Nur zu häkeln weigerte ich mich, obwohl die alte Dame es mir liebend gern beigebracht hätte, weil doch eine solchermaßen hergestellte Garnitur durch nichts zu ersetzen sei.

Da ich mich wohl fühlte, ging ich meiner Arbeit nach. Das machte mich zusätzlich müde. Ich schlief viel, und das half warten...

Allmählich verstand ich, weshalb solche wie ich, die ihr Kind unbedingt in ihrem Leib entstehen lassen wollen, zunehmend rarer wurden. Ich wurde immer unförmiger, Füße und Brüste schmerzten permanent, ich geriet allzu schnell in Schweiß und wurde kurzatmig. Freilich, das alles wurde durch die Freude auf das Kind gemildert. Aber aus Hunderten unmittelbar aus der Nähe erlebten Beispielen wußte ich, Eltern freuten sich auf ihr in Vitro entstehendes Kind ebenso. Vielleicht waren die späteren Bindungen zu dem Kind fester und herzlicher als in manch anderer Mutterschaft, in der Geburtenschmerz und unauslöschliche Male Vorbehalte schufen.

Obwohl Crinis Mißerfolg vor Augen, hätte ich mir auch den Vorteil des Inkubators gewünscht, sehen zu können, ob sich das

Kind normal entwickelt. Gäbe es Abweichungen, in neunzig von hundert Fällen könnte korrigiert werden.

Mark, du glaubst nicht, was gerade diese Methode, den Fötus in einem Inkubator zu entwickeln, für einen Streit verursacht hatte. Es lief auf die Frage hinaus, sollte man wirklich alles anwenden, wozu wissenschaftliche Ergebnisse befähigen würden? Sicher nicht. Aber jede spätere Gesellschaft wird das tun, was ihr nützt, und sich den Teufel darum scheren, was wir heute darüber gedacht haben würden. Und siehst du: Am Anfang des einundzwanzigsten Jahrhunderts wurde auf einem Weltfrauenkongreß die In-Vitro-Geburt gefordert.

Zehn Monate und sieben Tage, nachdem Crini mir die Eizelle wieder eingepflanzt hatte, gebar ich einen kräftigen, gesunden Sohn, dich, Mark.

Was ich die letzten fünf Wochen dabei durchmachte, ist kaum zu sagen. Abgesehen von den täglichen umständlichen Untersuchungen, die jedesmal entschieden, ob der Geburtsvorgang künstlich eingeleitet werden sollte oder nicht, war es eine einzige Quälerei. Ich konnte mich kaum noch

bewegen. Mein Arzt war, obwohl er mir Mut machte, ratlos wie ich. Aber das Kind in mir war munter und gesund; es gab keine Veranlassung zu einem Eingriff.

Schließlich einigten sich die Mediziner darauf, ich müßte mich, was den Zeitpunkt der Befruchtung betraf, um einen Monat geirrt haben. Dazu sagte ich natürlich nichts. Ich hätte eine solche Unterstellung sehr amüsant gefunden, wenn nicht ein so schrecklicher Ernst dahinter gestanden hätte.

Dann begann es. Es war nachts und eine schwere Geburt. Sie mußten schneiden. Auch das brachte mich nicht aus meiner guten Grundstimmung. Dann hielt man mir ein schreiendes, zappelndes Menschlein hoch. Ich nickte dankbar und erschöpft und schlief den Medizinern unter den Händen ein.

Am Vormittag des nächsten Tages brannte ich förmlich darauf, mein Baby zu sehen, es an die Brust zu legen. Ich hatte mir natürlich fest vorgenommen, es selbst zu säugen.

Statt der Schwester mit dem Kind kam mein Arzt. Seine Miene sagte mir sofort, er brachte nichts Gutes. Doch ich war so voller Freude und Optimismus, daß mich das nicht

schreckte. Was schon, dachte ich, kann es sein. Das Kind war gesund, ich fühlte mich wohl... Gesund? Nun wurde es mir doch bang. Ganz flüchtig dachte ich an Maud...

Er setzte sich auf mein Bett, strich sich übers Gesicht, typisch wie einer, der nicht weiß, wie er etwas sagen sollte, so daß ich ihn kurzentschlossen aufforderte: >Sag's, wie's ist!<

Er faßte meine Hand, sah zur Wand, und sprach schnell: >Dein Mark hat nur acht Finger und acht Zehen, jeweils vier.< Langsam drehte er mir den Kopf zu.

Ich sank in mein Kissen. Beinahe, so erleichtert fühlte ich mich, hätte ich aufgelacht.

>... und — merkwürdige Augen...<

Mir wurde schlagartig anders. Lange starrte ich an die Decke. >Ist er — blind?< Plötzlich hörte ich Maud sagen: >Ein Monster könnte entstehen...<

Schnell und froh, etwas Positives von sich geben zu können, beteuerte er: >Nein, nein — das heißt, im Augenblick sieht er wie alle Neugeborenen natürlich nichts. Aber wir haben gründlich untersucht, er muß sehen können.<

Wieder Pause.

Ich dachte fieberhaft, in Angst vor einer

schlimmen Wahrheit. >Und was ist daran — merkwürdig?<

>Nicht schlimm...< Er drückte meine Hand, >... die Iris ungewöhnlich gefärbt, wie, wie...<

>Na — wie schon? Sag's doch endlich!<

>Vielleicht — wie bei einem — Tiger...?<

>Ein Tiger!< Wieder sank ich ins Kissen, drehte aber den Kopf, sah ihn an. >Hast du noch mehr?<

>Nein.< Und er schien froh, daß ich es so hinnahm. Er ließ meine Hand behutsam los.

Mich schreckte es nicht sehr, was er sagte. Ich hatte von Schlimmerem gehört. Was wußten wir denn, welchen Einflüssen die Substanz ausgesetzt gewesen war?

>Kann ich ihn sehen?<

>Aber ja, sofort. Er wird auch hungrig sein.< Erleichtert erhob er sich und verließ eilig das Zimmer.

Eine freundliche Schwester brachte dich. Ich hielt dich zum ersten Mal im Arm. Und vor Aufregung und Glück vergaß ich, mir Händchen und Füßchen zu betrachten. Erst als du an der Brust lagst, ich das stichelnde Ziehen fühlte, sah ich dein linkes Händchen. Ja, vier Finger. Aber es war eine wohlgeformte Hand, da gab es nichts Verstümmeltes oder Verkümmertes, eine

schmale Hand.

Eigenartig waren die Augen wohl, aber nicht abstoßend oder gar befremdend. Ein gesundes Kind, ein schönes Kind, fand ich. Aber — und es war ganz deutlich, als die Schwester dich hochhielt nach dem Stillen — dieses Kind sah Dirk nicht im geringsten ähnlich. Ich kannte von ihm Kinderbilder und -filme. Ein Klon? Mitnichten!

Die Schwester ging. Ich lag allein, dachte langsam. Die Decke mußte ich zurückschlagen, eine heiße Welle durchflutete meinen Körper. Ja, ich war glücklich, überglücklich. Ich hatte ein Kind! Es war alles so gekommen, wie ich es gewollt, gewünscht und durchgesetzt hatte. Aber irgendwo ahnte ich einen großen, einen erdrückenden Irrtum. Wenn er kein Klon, kein Ebenbild von Dirk ist, mein Mark, was dann?

Sollte die gesamte Mannschaft...? Ein wenig schreckte mich ein solcher Gedanke schon. Dann wäre die Phiole nicht allein für mich bestimmt gewesen...

Ich versuchte kramphaft, mir wieder einmal diese entsetzlichen letzten Stunden und Minuten im Raumschiff, in der >Lux<, vorzustellen. Warum trug Dirk die Phiole in der Hand, warum lag sie nicht im

allgemeinen Gepäck, in dem Koffer, der alles andere Wesentliche barg? Warum der Zettel an mich? Natürlich kam ich zu keinem Schluß. Dachte ich nämlich weiter, wurden das Labyrinth noch unübersichtlicher, die Fäden verworrener: Wenn diese Abnormitäten nun keine Mutationen waren, hervorgerufen durch kosmische Strahlung oder anderes, woher kamen die Abweichungen dann? Vielleicht bis jetzt unbekannte Einflüsse?

Crini!

Crini mußte kommen. Ich mußte mit jemandem sprechen, der Bescheid wußte. Der Arzt? Er hielt dich, Mark, für eine Abnormität, wie es sie immer mal wieder gab. Ihn konnte ich nicht einweihen. Er hätte meinen Verstoß gegen Verbote melden müssen, du wärst... Nein, das wollte ich nicht. Es war schon ein Glück, daß er das tatsächliche Geschehen nicht bemerkt hatte.

Crini kam zum Wochenende. Ich war bereits wieder in meinem Bungalow, hatte ungeheuer viel zu tun mit dir, es war ja alles neu für mich, doch ich wurde von meiner mütterlichen Bekannten unterstützt. Viel Zeit zum Grübeln verblieb da nicht, selbstverständlich dachte ich über dich nach, kam aber zu keinem Schluß. Nur

eines schien ganz offenkundig: Mit Dirk  
hattest du nicht die geringste Ähnlichkeit.

Kaum hatte Crini mich begrüßt, da wollte  
sie dich sehen.

Du schließt nicht, starrest mit großen  
Augen vor dich hin, deine Händchen  
fuchtelten.

Lange sah Crini dich an, ohne ein Wort zu  
sagen. In ihrem Gesicht arbeitete es, dann  
blickte sie ernst zu mir auf.

>Gefällt er dir nicht<, fragte ich zaghaft,  
ein wenig ängstlich wegen ihres langen  
Schweigens. >Es ist bestimmt kein  
ernsthafter Makel...<, setzte ich ungeschickt  
hinzu, weil ich tatsächlich dachte, Crini sei  
wegen der acht Fingerchen und dieser  
Augen überrascht und traurig.

Doch sie schüttelte nachdrücklich den  
Kopf, lächelte ein wenig abwesend. Dann  
legte sie mir den Arm um die Schultern und  
bedeutete mir, mich zu setzen. Noch immer  
hatte sie kein Wort gesagt, ihr Gebaren  
verwunderte mich.

Sie sah mir in die Augen, nahm meine  
Hände und sagte: >Wally Esch, es war gut,  
daß du mich sofort gerufen hast. Ich bin froh  
darüber. Ich habe dir etwas Wichtiges zu  
sagen. Solange du mit ihm gingst, habe ich  
mich nicht getraut... Ich wollte dich nicht

beunruhigen, verzeih! Mein Fötus — so weh es mir tat, ich habe ihn gründlich untersucht, als er tot war — hatte an jedem Fuß nur vier Zehen und an jeder Hand vier Finger, hatte die gleichen Augen wie dein Mark, ein für sein Alter viel zu großes gesundes Gehirn und war — ein Mädchen!<

>Nein!< Aber die ganze Tragweite dieser Aussage war mir in diesem Augenblick noch nicht bewußt.

>Doch<, Crini nickte nachdrücklich. Sie ließ mir Zeit. >Wir haben uns geirrt, haben auch einen eigentlich unverzeihlichen Fehler begangen. Wir hätten bemerken müssen, daß in der Substanz männliche und weibliche Kerne sind...<

>Wer hätte denn an so etwas gedacht, Crini!< antwortete ich fassungslos.

>Ja — das ist uns nicht in den Sinn gekommen, die Vermächtnisidee saß zu tief. Ich habe sie mir ja auch sofort zu eigen gemacht.<

>Aber<, sagte ich einfältig, >sie hatten doch gar keine Frauen an Bord.<

Jetzt erst war Crini wieder die Alte. >Du bist ein Blitzmerker, Wally. Entweder dein Dirk oder ein anderer — das ist ja auch nicht ausgeschlossen — hat das Zeug schon von der Erde mitgeschleppt, wofür ich aber nicht

die geringste Veranlassung sehe. Oder, Wally, es hat mit der Crew des Schiffes überhaupt nichts zu tun. Seine Liebste wird ja wohl keiner als blinden Passagier eingeschmuggelt haben...<

>Aber das ist doch...< Ich brach hocherregt ab. Ich ahnte, worauf sie hinaus wollte.

Sie nickte abermals. >Das gibt gewaltigen Raum für allerlei Spekulationen, aber eben nur Spekulationen. Ich war darauf gefaßt, Mark so vorzufinden, aber auch darauf...<, sie lächelte hintergründig, >... daß es eine Markin geworden sein könnte. Da hättest du Augen gemacht!<

Ich bewegte den Kopf auf und nieder, ohne ihr richtig folgen zu können. >Wenn sie also keine Frau mithatten, keiner die Substanz von der Erde in den Kosmos brachte, müssen sie eine Frau getroffen haben...<

Da ich eine Pause machte, fiel Crini lebhaft ein: >Und geh getrost davon aus, daß es eine mit acht Fingern, Tigeraugen und überdimensionalem Gehirn war. Und ein ebensolcher Mann dazu.<

>Crini!< Ich schrie es, fast, entzog ihr meine Hände, wich von ihr fort. >Weißt du eigentlich, was du da redest?<

>Hast du etwa eine vernünftigere Version?< fragte sie ruhig zurück.

>Aber dann wäre Mark, mein Kind...<, ich streckte den Arm weit aus, auf den Korb gerichtet, >... kein — Mensch?< Die letzten Worte flüsterte ich fast.

Crini antwortete nicht sogleich. Dann sagte sie langsam: >Die Möglichkeit, Wally, ist nicht auszuschließen.< Sie faßte erneut meine Hände, blickte mir in die Augen.

Wenn ich vorher schon fassungslos und wirr im Kopfe war, jetzt schien sich das noch zu steigern. Zunächst regte sich in mir nur Abwehr. Einen Augenblick drängte es mich zu meinem Kind, als ob ich es beschützen müßte. Ich schloß die Augen, versuchte mir Ruhe zu suggerieren.

Da hörte ich Crini und spürte ihren Fingerdruck. >Hätte so das Ganze nicht erst seinen echten Sinn, Wally Esch? So wie du mir Dirk schildertest, Wally, war er doch weder sentimental noch egozentrisch. Er konnte außerdem nicht wissen, ob du nach so langer Zeit der Trennung noch ein Kind von ihm wünschtest. Und einen Klon? Im Grunde genommen hast du ihm eine solche Absicht niemals zugetraut. Aber so, wie wir es jetzt sehen, bekommt das Stil. Es erklärt den eigenartigen Behälter, einer, wie wir ihn

noch nicht gesehen haben, — nur nicht die Geheimniskrämerei.<

>Das... das wissen wir doch gar nicht. Mehr ist nicht ausgewertet.< Langsam fing ich mich.

Als ichverständnislos blickte, sagte sie: >Du mußt dich nach dem Stand der Auswertung erkundigen, das Jahr ist gleich um, vielleicht gibt es Hinweise. Das ändert aber nichts an der Tatsache, Wally, dein Mark ist ein Außerirdischer!<

Sie hatte es ausgesprochen, offen und direkt, wie es ihre Art war.

>Crini! Das wäre ungeheuerlich! Ich kann so etwas nicht glauben. Wer soll eine solche Last tragen...<

>Du trägst sie bereits, Wally. Ich will dir dabei helfen, abnehmen kann sie dir niemand.<

Wir saßen und schwiegen.

Da lagst du, Mark, hast Laute der Zufriedenheit ausgestoßen, fühltest dich wohl in menschlicher Atmosphäre. Vermutlich wußte Dirk, daß der Außerirdische atmen, die Erde würde vertragen können. Er mußte sie also getroffen haben. Niemand außer Crini und mir wußte das. Niemand hatte Kenntnis, daß der langgehegte Wunsch, das Sehnen der

Menschen, mit anderen vernünftigen Wesen dieses Kosmos zusammenzutreffen, erfüllt worden war. Dort strampelte der Beweis. Oder irrten wir uns? Oder lassen sich Marks Körpermale nicht anders erklären? Sind nicht hinreichende Beispiele bekannt, daß Zellsubstanzen durch kosmische Strahlung verändert wurden, daß Mutationen eintraten? Wenn nur das Mädchen nicht gewesen wäre...

Ich fühlte, wie ich mich in meinen Gedanken verringerte. Wir beide, Crini und ich, würden letzte Zweifel nicht ausräumen können. Objektiv bestanden sie, aber die Logik zwang, das Hochwahrscheinliche anzunehmen, das Ungeheuerliche.

Und ich fragte die Fachfrau das in diesem Augenblick Unwesentlichste: >Wie können sich ihre Gene mit den unsrigen vereinen, vertragen?<

>Mein Fötus ist abgestorben, Wally. Du hattest deutliche, ernste Mängelerscheinungen. Also gibt es Probleme. Übrigens ein Grund mehr für uns, was wir annehmen...<

Ich konnte nicht mehr sitzen, stand vor dem Korb, sah herab auf dich, das Nichtmenschlein Mark, das mit hochgereckten vierfingrigen Fäustchen

schlief.

Dann trat ich ans Fenster.

Flirrig spielten Palmwedel im Wind, der vom Meer her wehte. Wenn man lauschte, konnte man die Brandung hören. Vor meinem Fenster saß auf einem Ästchen ein Spatz. Er wiegte sich scheinbar bewußt und betrachtete den Schemen Wally hinter der Scheibe mit schiefgehaltenem Kopf. Ich unterstellte ihm, daß er denke: Da stehst du nun, Wally Esch, gebildete, arbeitsame, im Grunde bescheidene Frau, Mutter nun, und weißt nicht weiter...

Draußen war alles wie sonst. Nichts und niemand ahnte, daß von diesem schlichten Bungalow auf der Insel Sankt Kitts aus etwas Unerhörtes in die Welt gesetzt worden war, daß von hier eine Revolution ausging, durch den Willen dieser Wally... Mein Wille? Dirks Wille? — Oh, das ist gleichgültig.

Und in diesem Augenblick fühlte ich zum ersten Mal, noch unbestimmt, diese Bürde würde ich eines Tages nicht tragen können. Was hatte ich getan!

Schweiß brach mir aus. Dieser außerirdische Mark wird durch mich auf das Leben vorbereitet werden. Aber wird ein außerirdisches Lebewesen mit dem menschlichen Leben zurechtkommen?

Werden die Menschen ihn akzeptieren? Wird er überfordert sein oder unter dem Leben leiden? Oder wird er ein geistiger Krüppel? Werden seine Potenzen verkümmern? Wird für ihn gut sein, als Mensch aufzuwachsen oder beizeiten zu wissen, daß er ein andersgeartetes Wesen ist? Wie andersgeartet? Ich wußte nicht, welche Probleme deine Existenz noch mit sich brachte. Vielleicht keine? Die geringen Körperabweichungen ließen darauf schließen, daß diese Art Außerirdischer weitestgehend den Menschen ähnelt. Doch, das wenigstens schien sicher!

All das ging mir durch den Kopf, wirr, deprimierend. Ich hatte viele, viele Fragen — doch keine Antworten. Ich allein konnte mir auch keine geben. >Ich muß es mitteilen...<, murmelte ich.

Crini trat zu mir, legte mir die Hand auf die Schulter. >Das, Wally, mußt du sehr gut überlegen.< >Ja<, sagte ich nachdenklich, >sie werden kommen, ihn anstarren, untersuchen, ins Licht zerren, ihm schon als Kind einen Sonderstempel aufdrücken...<

>Behutsam werden sie das machen. Aber das gilt auch für deine Kollegen, die Nachbarn, die Leute auf der Straße. Er soll es selbst entscheiden können, wie er leben

will.<

Ich stand lange und starre in die Landschaft. >Ja, er soll es selbst entscheiden, Crini.<

Crini trat an meinen Schreibtisch. Unter einer Glasglocke stand der Behälter mit der Phiole. Sie nahm ihn hervor, wog ihn in der Hand. >Das ist so etwas wie eine ganze Menschheit, Wally<, sagte sie ernst. >Er<, sie deutete auf dich, >soll auch entscheiden, was daraus wird.<

>Ja, auch das soll er entscheiden, Crini.< Ich schaute auf dich, Mark. Vielleicht ist er der einzige Lebende von ihnen...<

Crini stellte den Behälter zurück. >Bewahre ihn gut<, mahnte sie. >Er wird noch eine große Rolle spielen für die Menschen, das ist sicher.<

Nur eine Sekunde lang ließ ich mich von dem Gedanken schrecken, was geschähe, stürbe die Substanz ab. Sie wird nicht! Sie lebt so lange schon, wer weiß wie lange schon vor Dirk...

Natürlich zeigten meine Kollegen ein großes Interesse an meinem Sohn. Seine Abnormität wurde unterschiedlich aufgefaßt. Einige übersahen sie tunlichst, andere sprachen unverhohlen darüber, aber zu meiner Freude keiner in einem abwertenden

Sinn. Niemand kam auf den Gedanken, er könne nicht von der Erde stammen.

Wieder einmal war ich überzeugt, das einzig Richtige getan zu haben. Man konnte noch immer umschwenken, würde die Entwicklung des Kindes es diktieren. Dir, Mark, durfte ich die Last des Außergewöhnlichen nicht aufbürden. Die mußte ich als Urheber allein tragen. Und wenn ich ehrlich war, so drückend wie in den ersten Stunden der Erkenntnis fand ich sie nicht mehr.

Ich beobachtete sensibel meine Umgebung; reagierte innerlich auf jeden Blick, jede Bemerkung. Und ich gewahrte beizeiten, daß du von der Gesellschaft aufgenommen, akzeptiert wurdest, als Menschenkind. Und das bestärkte mich natürlich in meiner Haltung...

Nach dem Besuch Crinis nahm ich mir vor, bald mit Lew Nyemen Verbindung aufzunehmen, hoffte Neues zu erfahren. Hatten sie das Bordbuch entziffert? Obwohl ich eigentlich nicht mehr zweifelte, welche Art Wesen du warst, Mark, wollte ich natürlich wissen, ob es Anhaltspunkte für eine Begegnung der >Lux< mit Außerirdischen gab. Sie mußte ja in irgendeiner Weise stattgefunden haben.

Drei Tage nach Crinis Besuch, ich kam ein wenig abgespannt von einem Spaziergang zurück, lag an meinem Videor ein dringender Ruf an.

Ich meldete mich. Es war das Kosmodrom, und ich wurde, kaum, daß ich meine Kennung durchgegeben hatte, rasch weitervermittelt. Lew Nyemen! Ich wußte sofort, er hatte mir Angenehmes, Wichtiges mitzuteilen. Nach einem Nicken begann er auch gleich, wartete nicht erst, bis ich meine Kamera gerichtet hatte: >Sag mal, Mädchen, wo versteckst du dich denn?< Und er schüttelte unernst mißbilligend den Kopf. >Hättest es schon zwei Tage früher erfahren können! Also: Es ist zu vermuten, Wally, die Männer der >Lux< haben eine Art Depot oder eine Station im All entdeckt, nicht von Menschen angelegt — von Wesen, vermutlich aus dem System Atair. Sie haben vieles aufgenommen — wovon leider nicht viel Brauchbares gerettet werden konnte -, im übrigen aber das Ganze wie vorgefunden belassen. Sie schlagen vor, eine Expedition zu rüsten, die an Ort und Stelle untersucht, mehr Erkenntnisse sammelt. Dann sollte man mit Bedacht entscheiden. Nur so wären Gewissenswände auszuschließen...<

>Verstehe ich nicht!< warf ich ein. Aber meine Gedanken kreisten um ganz andere Dinge als um das Gewissen der Mannschaft. Also doch — eine Art Kontakt! Erst jetzt hatte ich letzte Gewißheit.

>Wir können nur vermuten, sie rechneten damit, daß jene, die den Stützpunkt anlegten, ihn wohl ab und an inspizierten. Die Leute der >Lux< haben dem Depot nichts entnommen. Der Commander hat jedenfalls eine entsprechende Order gegeben, das ist sicher. Wir schließen daraus, daß die Crew möglicherweise uneins war.<

Ich nickte, aber ich hatte nur halb zugehört. Meine, Güte, in welchen Zusammenhang geriet so Dirks Handeln. Es konnte demnach ein Disziplinverstoß sein. Womöglich war er mit der Order des Commanders nicht einverstanden, überzeugt vielleicht, daß sie falsch, vielleicht sogar schädlich war. Ja, und so nahm er die Phiole an sich...

>Hörst du mir zu, Wally?< fragte Lew und riß mich aus meinen Spekulationen.

>Na — natürlich<, beeilte ich mich zu versichern und konzentrierte mich. Ich fragte behutsam, ob man wisse, wo die Expedition das entdeckt hatte, ob etwas über den Sinn

des Ganzen ermittelt werden konnte, und, das Wichtigste, wie man darauf zu reagieren gedachte.

Lew antwortete, die Angaben reichten nicht, um den Ort wiederzufinden. Man kannte lediglich den Raumsektor, in dem die >Lux< operierte. Jedenfalls sei die Wahrscheinlichkeit, das von der >Lux< entdeckte Depot wiederzufinden, außerordentlich gering. Deshalb sähe der Rat davon ab, eine zweite Expedition in absehbarer Zeit zu entsenden.

>Aber...<, ich suchte nach Worten, >es ist doch ungeheuerlich! Endlich ist die Erfüllung eines uralten Wunsches der Menschen so greifbar nahe, und wir nutzen diese Chance nicht, das kann doch wohl nicht sein...!<

>Ganz so ist es offenbar nicht, Wally. Sie haben dort deutliche Hinweise auf uns hinterlassen. Und wir tun ein übriges, das ist beschlossen: Da wir den Sektor kennen, wird er ständig mit Richtfunk belegt und abgehört. Aber es ist schwieriger, den Ort zu finden, als die berühmte Nadel im Heuhaufen.<

>Es könnte ein Planet sein...<

>Darauf fehlt jeder Hinweis.<

>Eine aktive Sonde auf einer Kreisbahn, ich meine eine, die Signale gibt.<

>Möglich, wir wissen es nicht.<

>Die anderen, diese Wesen vom Atair, wenn eure Vermutung stimmt, müssen doch auch hinfinden.<

>Ja, aber sie wissen, wohin!< Lew lächelte. >Das ist alles bereits gedacht, Wally, oft gedacht, glaube es mir. Aber ich verstehe dich schon...!<

Eben nicht, dachte ich, du verstehst mich eben nicht.

Noch lange nach diesem Gespräch saß ich, überlegte, spekulierte. Das, was er mir gesagt hatte, war ungeheuer, war sensationell. Langersehnt, von Theoretikern immer wieder ins Unwahrscheinliche gerückt, nun aber nahe wie nie — der Kontakt zu einer anderen Wesenheit. Dirk war dabeigewesen, und mir hat er das Wesentlichste mitgebracht. Mark ist der Beweis! Sicher war ich trotz des Briefetzens nicht berechtigt, dieses >Souvenir< vom Atair als ausschließlich für mich bestimmt zu betrachten. War ich nicht verpflichtet, der wissenschaftlichen Auswertung wegen, alles auszuliefern...?

Ich überdachte die jüngsten Ereignisse, holte Unterlagen herbei, betrachtete abermals Fotos der Kerne, verglich mit meinen Notizen. Kein Zweifel, nach wie vor

Zellkerne, menschliche — nein — wie menschliche aussehende Zellkerne. Man müßte in die DNS, die genaue Abfolge der Bausteine erkunden! Natürlich konnte ich das mit meinen Hilfsmitteln nicht.

Ich stand auf, lief im Zimmer hin und her. Und wenn es Dirks Vermächtnis wäre, praktisch zu beweisen...

Oh, wüßte man doch, was sich auf der >Lux< abgespielt hatte, damals, als sie dieses Depot fanden, was Dirk, was die anderen der Mannschaft vermutet hatten. Warum nahm Dirk etwas von der Substanz mit, warum nicht die dafür Zuständigen? Wie anders wäre Lews Hinweis zu deuten, die Crew hätte beschlossen, das Vorgefundene an Ort und Stelle zu belassen? Und war es dann sein letzter Wille, daß ich an seiner Statt ausführe, was ihm verwehrt?

Warum hatten diese von der anderen Wesenheit Zellkerne in ihrem Depot aufbewahrt, haltbar für — ja — für wie lange? Für die Ewigkeit vielleicht? — Ewig ist nichts! Aber es mußte ein sehr, sehr langer Zeitraum sein, einer, der mit dem Zufall rechnete, sonst hätte das Ganze wohl keinen Sinn.

Und welchen Sinn hatte es? Ich fand nur diesen Gedanken: Sie wollten wohl, daß

einer die Substanz fand und neues Leben daraus erweckte!

Ich habe das getan!

So hat Dirk es gewollt. Vielleicht nicht, daß ich Mark gebäre, aber daß ich dafür sorge, daß er zur Welt kommt. Als Erster seiner Art — wieder.

Vielleicht existierte diese Art nur noch in dieser und vielleicht in anderen Phiolen, die...

Ist es Aufgabe der Menschen, sie wieder erstehen zu lassen...?

Hat es sich so abgespielt...?

Ich verfolgte höchst aufmerksam, wie mein Kind sich entwickelte. Mit vierzehn Tagen konntest du den Kopf heben, nach vier Wochen sitzen, nach fünf Monaten laufen. Die größte Überraschung aber war für mich, daß du im siebenten Lebensmonat zu mir Mama sagtest mit einer nicht ganz kindgemäßen dunklen Stimme. Was sonst eine Mutter ungeheuer stolz gemacht hätte, versuchte ich vor den Leuten zu verbergen. Ich wollte nicht, daß Zusammenhänge hergestellt werden konnten, die auf eine Art Wunderkind hingedeutet hätten.

Erstaunlicher- und glücklicherweise stagnierte dann deine Entwicklung. Als du mit zwei Jahren in die Vorschule eintratst,

hatten die aufgeschlossensten Menschenkinder einen gewissen Anschluß an deinen Stand. Du hattest zuweilen zwar durch besonders logische und scharfsinnige Gedankengänge, durch vernünftiges, verständiges Verhalten verblüfft. Aber du bliebst Kind unter Kindern, spieltest, tobtest wie sie, warst im Sportlichen ein wenig ungeschickter als andere. Und du sprudeltest am Nachmittag, wenn ich dich abholte, genauso über vor Eifer, mir Erlebtes zu erzählen, wie die anderen. Wieder und wieder wurde ich darin bestärkt, dich unbeeinflußt von deinem Erbe zunächst als Mensch zu erziehen.

Mitunter, wenn ich nicht gleich einschlafen konnte, wurde es mir schon bang, wenn ich mir ausmalte, was alles noch auf uns beide zukommen würde. Und immer stärker auch dachte ich daran, was wohl die Menschheit zu meinem Verhalten sagen würde. Oft drückte mich meine Verantwortung so, daß ich mich entschloß, jemanden außer Crini zu suchen, dem ich mich anvertrauen konnte. Ich dachte an Lew Nyemen und andere. Ich dachte aber auch an die schroffe Reaktion Mauds. Und am Tag darauf tat ich es doch nicht.

Was Wunder, daß ich dich bei all meinen

seelischen Ängsten und Grübeleien, bei allem, was ich noch an Schwerem auf uns zukommen sah, verwöhnte? Du wurdest anderen Kindern gegenüber nicht überheblich, wurdest nicht egoistisch. Niemals gab es Streit, spielten andere mit dem, was dir gehörte. Manchmal hätte ich mir gewünscht, du setzttest dich härter gegen Rempler und Egoisten durch.

Überhaupt bedeuteten dir schon als Kind materielle Dinge wenig. Zunächst hielt ich das für einen Charaktermangel. Heute weiß ich, es ist wohl eine Wesenseigenheit, eine, ich glaube schon, sehr begrüßenswerte. Wir kennen deine Gesellschaft und ihre Geschichte nicht, wissen nicht, ob du bei den Deinen eine Ausnahme oder ein Typus bist.

Sorgen hatte ich mit dir wenig, Mark. Du warst nie übermäßig zärtlich zu mir, auch nicht ängstlich, kein Rockzipfelkind also. Ich hielt deine Zurückhaltung zunächst für eine wesensbedingte Kühle, was mich ein wenig traurig stimmte. Doch da irrte ich mich. Ich bemerkte selten an einem Menschen eine derartige Gefühlstiefe wie an dir. Manchmal wurde es mir richtig bang, wenn ich sah, wie nahe dir Ereignisse gingen, die die Mehrzahl der Menschen als völlig belanglos abgetan

hätte. Ich fürchtete manchmal, du könntest seelischen Schaden nehmen. Deine ersten Schläge von Mitvorschülern bekamst du, als du nicht zulassen wolltest, daß sie Distelköpfe abrissen. Du schriest damals: >Sie wollen leben wie wir, laßt sie leben!< Die Schläge hast du lange nicht verwinden können... Und so bist du eigentlich heute noch, wenngleich ausgeglichener und toleranter den Menschen gegenüber. Wie oft machst du darauf aufmerksam, daß wir in vielem bei Lebensprozessen nur das sehen, registrieren, was sich äußerlich tut, daß aus einer Raupe ein Schmetterling wird, aus einer Kaulquappe ein Frosch, daß ein winziges Korn den großen Baum mit herrlichen Blüten und Früchten treibt. Wir wissen, daß die Winzigkeit verschiedenen Samens aus einem blumentopfgroßen Stück Erde scharfen Paprika, süßes Zuckerrohr, ölhaltigen Raps oder Baumwolle zeugt. Wir wissen, was in den Genen dafür verantwortlich ist, aber wie der Mechanismus funktioniert, wissen wir nicht. Woher weiß der menschliche Körper nach einer vierzehn-, fünfzehnjährigen Pause, daß er, in der Pubertät, zusätzlich an ausgewählten Stellen Haare hervorbringen muß?

Deiner körperlichen Sonderheiten wegen hattest du eigentlich nie viel auszustehen. Du weißt es selbst. Kamst du in eine neue Gemeinschaft, eine andere Vorschulgruppe oder Klasse in der Schule, gab es anfangs wohl Aufmerksamkeit, mitunter Hänseleien, die du sehr gelassen hinnahmst. Bald merkten die Kameraden jedoch, sie konnten von dir sehr gut profitieren, und man warb um dich, obwohl das nicht nötig gewesen wäre. Du ließest dich stets gutmütig ausnutzen und machtest keinen Unterschied zwischen denen, die dich tatsächlich mochten, und anderen, die sich um ihres Vorteils willen gut mit dir stellten. Was ich bedauerte, einen richtigen Freund hattest du nie. Es lag an dir und den anderen. Du gingst zu wenig aus dir heraus. Die anderen hatten vielleicht eine Scheu, weil du sie überragtest, weil sie den Rest des Andersgearteten an dir spürten, fühlten, daß sie dich bis zum letzten Winkel nicht kennenlernen, erschließen würden. Wie ich auch. Natürlich beobachtete ich deine Wesenszüge strenger als andere, ich, die ich um deine Herkunft wußte.

Ja, Mark, so bist du aufgewachsen, in einer Gemeinschaft als einer von ihr. Ich habe versucht, es dir so leicht wie möglich

zu machen. Du warst wie ein Mensch, versuchtest dich wie einer zu geben. Aber tief in dir sitzt etwas, das dich nicht aus seinem Fleur entläßt, das sich meldet, sich stemmt gegen alle Einflüsse einer zwar freundlichen, aber wohl wesensfremden Welt. Wie wärst du wohl geworden, hätte ich dich nach der Geburt als einen Außerirdischen gleichsam auf ein Podest gestellt? Man hätte deine ungewöhnlichen Fähigkeiten gefördert, du hättest dich von deinen Altersgenossen weit hinwegentwickelt als ein akademisches Unikum, wärst vielleicht eine Art biologischer Computer oder eine Wallfahrtsfigur.

Im Grunde ging mein Konzept auf. An später wollte ich nicht denken, lebte nach dem Sprichwort der Alten: Kommt Zeit, kommt Rat.

Doch dann, Mark, bemerkte ich deinen Hang zum anderen Geschlecht. Du warst acht Jahre alt. Nein, keine Frühreife, kein abnormales Sexualbedürfnis. Du spieltest viel lieber mit Mädchen als mit Jungen, warst fröhlicher, wenn sie sich in deiner Nähe befanden, konntest ihnen reglos stundenlang zuschauen, suchtest auch hin und wieder, scheu zwar und sehr zurückhaltend, vom Partner meist nicht

bemerkt, harmlosen körperlichen Kontakt.

Ich sorgte mich. So sensibel wie du warst, so feinfühlig, würdest du in dieser so emotionsbetonten und empfindsamen Sphäre keinen Gleichklang finden, wie der Dompfaff nie zur Lerche findet. Aber wie ich das so über einen langen Zeitraum beobachtete, dieses Verhalten war nicht vorübergehende Entwicklungsphase, sondern ein intensiv zunehmender Wesenszug, wußte ich, es mußte etwas geschehen.

Crini! Crini hatte mir einmal selbstlos geholfen, sie würde es bestimmt wieder tun.

Die Verbindung war in diesen Jahren loser geworden. Wir schrieben uns, telefonierten hin und wieder miteinander. Ist man mit sich und seiner unmittelbaren Umgebung befaßt und ausgelastet, werden die Kontakte zum Entfernten schwächer... Aber ich mußte Crini aufsuchen.

Mich empfing jenes, jetzt unser, paradiesisches Stückchen Erde, als ich das Tragflügelboot verließ. Die subtropische Wärme wurde vom Meereshauch gemildert, es duftete angenehm nach einem Gewürz, und mir war damals schon, als sei alles viel leiser als anderwärts, selbst die Hafenspatzen tschilpten gedämpft. In nicht

zu großer Entfernung vom Ozean türmten sich die Berge, die du so liebst, Mark, von Hügeln zu spitzen Vulkankegeln übergehend. Aus dem Grün lugten die weißen, einzelnen Bungalows. Alles war sauber und aufgeräumt. Es wird zum Glück viel getan auf der alten Mutter Erde, damit sie wieder attraktiv werde.

Ich mietete mir ein Motorik und fuhr, wie Crini es mir beschrieben hatte, in die Berge. Als die von ihr benannte Fahrstunde sich dem Ende zuneigte — herrlich das Panorama der Berge und Täler, des üppigen Waldes an der Straße, der Blüten und prachtvollen Vögel — traf ich zwei Wanderer, die mir den weiteren Weg wiesen.

Wir erblickten uns gleichzeitig: Crini hatte auf der Veranda gesessen, kam mir nun entgegengeilt, fiel mir um den Hals, schien viel von der alten Crini über die elf Jahre gerettet zu haben. Und da sprudelte sie schon über, wie es mir ginge, und daß sie sich über mein Kommen freuten, >und... meiner ist neugierig auf Wally Esch, sage ich dir! Eine, die solches wagt...< Bei diesen Worten sah Crini mich von der Seite an, wiegte den Kopf, als wollte sie sagen: Na, in der Angelegenheit kommst du doch, Wally?

Von der Veranda zog sie mich gleich ins Haus, sagte ein wenig spitzbübisch geheimnisvoll: >Komm mit.<

Und dann stand ich ein wenig betreten vor dem Inkubator, und im Dämmer machte ich einen Fötus aus, der sich vielleicht im siebenten Monat befand. >Unser Mark<, flüsterte Crini. Als ich ein wenig verständnislos blickte, fügte sie mit einem feinen Lächeln hinzu, natürlich einer von uns, Bernhards und mein Sohn<.

Ich nickte, aber mir war, als wäre mir die Kehle zugeschnürt.

Crini bot mir eine Erfrischung, bat, mit dem Essen auf die anderen zu warten. Wir saßen auf der Veranda, und sie kam mir entgegen, indem sie mich aufforderte, zu erzählen.

Ich erzählte, erzählte von meinem Leben, von dir, Mark...

Crini saß im Schaukelstuhl, hielt die Augen geschlossen, wippte ein klein wenig. Ihr Gesicht blieb ausdruckslos. Als ich schwieg, schaute sie mich an, hob den Kopf ein wenig, setzte die Füße auf den Boden und richtete sich auf. >Das ist nicht einfach, Wally. Du hast ja gesehen — und überhaupt...< Sie wies mit dem Kopf zum Hauseingang.

Ich nickte wie abwesend. >Ich weiß<, sagte ich, und konnte nicht verhindern, daß es resigniert klang.

Sie hatten nicht schroff abgelehnt, Bernhard und sie, hatten überhaupt nicht abgelehnt, sich nur Bedenkzeit erbeten. Würde alles, vorausgesetzt, ein Mädchen käme zur Welt, danach planmäßig verlaufen? Wie reagierten außerirdische Frauen? Käme es zielstrebig zu einer Partnerschaft mit Mark? Solche und noch mehr Fragen beschäftigten uns. Und, ein Schwerwiegendes, einmal durfte man irren, normbrüchig werden, vertuschen. Unverzeihlich für die Gesellschaft jedoch, es wissentlich insgeheim zu wiederholen. Das und vieles mehr war zu bedenken, und auch wenn nicht alles ausgesprochen wurde, es war gegenwärtig. Ein weiteres Erschwernis erwuchs daraus, daß noch jemand eingeweiht werden mußte. Ein In-Vitro-Akt schied aus. Crini mußte das Kind in ihrem Körper austragen. Das Risiko, daß bei ihr die gleiche Mangelkrankheit auftrate, konnte klein gehalten werden. Als allzu schwierig sah Crini das alles nicht an, aber zusätzliche Aufwände und moralisch Belastendes blieben unvermeidlich, bedenklich...

Wie froh, dankbar und glücklich ich war,

kannst du dir vielleicht jetzt schon vorstellen, Mark, als am Wochenende nach meinem Besuch von Crini die Nachricht eintraf, sie und Bernhard seien bereit, eine Bea zu zeugen, eine Bea aus der Phiole.

Ich vervideofonierte in den folgenden Monaten einen beträchtlichen Anteil meiner Leistungsbons, wollte jede Phase genau wissen, erteilte Ratschläge. Ich befand mich in einer Hochstimmung, die bei meinen Kollegen einiges Erstaunen auslöste.

Noch einmal fuhr ich dann zu Crini, drei Tage nach der normal verlaufenen Geburt ihres gesunden Kindes Bea, das an jeder Hand vier Finger, an jedem Fuß vier Zehen und irisierende Tigeraugen hatte. Und sie würde gleichzeitig mit ihrem >Bruder<, der zu dem Tag, da Bea das Licht der Sonne erblickte, sechs Monate alt war, aufwachsen.

>Ob es richtig war, Wally, weiß ich nicht, aber ich bereue nicht. Und auch Bernhard ist ganz vernarrt in die Kleine. Wir haben uns entschlossen, abwechselnd Arbeitsurlaub zu nehmen, um sie über ihre auffällige...<, sie zwinkerte mir zu, >... Entwicklungsperiode ohne großes Aufsehen hinwegzubringen.<

Einige Zeit lief mein Leben wieder ruhig.

Du lerntest, Bea entwickelte sich gut, hatte alle Chancen, auch aus menschlicher Sicht ein hübsches Mädchen zu werden. Die Augen sind alles andere als ein Makel, eher etwas Apartes, Anziehendes... Und, womit leichte Befürchtungen gegenstandslos wurden: Sie wuchs so auf wie du, nicht wie bei den Menschen, bei denen Jungen und Mädchen in bestimmten Altersstufen unterschiedliche Reifeprozesse durchleben.

Und dann begann deine Liaison mit Li. Jetzt kannst du mir vielleicht nachfühlen, wie unwohl mir dabei war. Ich nahm bewußt in Kauf, mißverstanden zu werden. Es schmerzte mich, daß unsere bis dahin doch so harmonische Beziehung darunter litt, aber ich hatte Hoffnung, es möge ein Strohfeuer sein. Ich hatte mich gründlich getäuscht. Um meine Versetzung nach Gunungapi hatte ich gebeten, um dich mit Bea zusammenzuführen, dich von Li räumlich zu trennen. Es hat nichts genützt, obwohl zwischen Bea und dir offenbar eine starke Zuneigung entstanden ist. Und wenn es auch hart klingt, Mark, entscheiden wirst du dich müssen...

So, Mark, mein Sohn, nun weißt du, was außer mir nur wenige Menschen wissen. Ich lade dir in diesem Augenblick

Ungeheuerliches auf. Ich habe es so lange, wie ich vermochte, aufgeschoben. Gern hätte ich noch zwei, drei Jahre damit gewartet, zumindest so lange, bis auch Bea verständiger sein würde, daß sie oder das nun kommende Geschehen um euch dir nicht zur zusätzlichen Bürde würde. Aber du weißt wie ich, ich konnte nach diesem dummen Zusammentreffen mit Maud nicht anders handeln, und nicht nur deshalb, weil sie mir gleichsam ein Ultimatum gestellt hatte. Das ließe mich kalt, wenn es nur mich beträfe. Entscheide, Mark, ob du die Last annimmst, tragen kannst. Oder — ob du ein Mensch bleiben willst...«

### **3. TEIL**

1 Wally ließ das Licht wiederkehren, das Dämmrige, das die ganze Zeit über geherrscht hatte, ging in gedämpftes Hell über. Das Porträt Dirk Sonens, das plastisch an der Wand gestanden hatte, verblaßte.

Mark lag in dem Sessel. Reglos und ohne einen Laut hatte er der Mutter zugehört. Er sagte auch jetzt nichts, als sie zu ihm hinübersah.

Wally schwieg, trank einen Schluck Juice und war verunsichert. Sie lehnte sich wie erschöpft zurück, starre vor sich hin, sagte leise: »Du kannst mich verurteilen, Mark, vielleicht verläßt du mich. Aber es bräche mir das Herz, wenn du mich verachten würdest. Ich habe geglaubt, ich tue das Beste, und ich glaube noch immer, daß ich es getan habe.«

Als sich der Außerirdische erhob, tat Wally Esch es ihm gleich. Er trat auf sie zu, stand vor ihr, betrachtete sie lange, so, als sähe er an ihr etwas Wunderbares, und dann sagte er, und in nichts wich sein Tonfall vom Normalen ab: »Ich verurteile dich nicht, und wie könnte ich dich verachten, Mutter! Aber ich verlasse dich, vielleicht nur für ein paar Tage, vielleicht für länger.« Er lächelte. »Nicht für immer... Ich muß mit mir ins reine kommen.« Er hatte

ihre Hände genommen, umfaßt. Nun ließ er sie fallen, trat zur Seite und verließ lautlos den Raum.

Wally durchströmte gleichzeitig Freude und Schmerz. Er hat mich Mutter genannt, jetzt, nachdem er weiß... und es schmerzte sie, daß er ging...

Erleichtert wie nie in ihrem Leben fühlte sich Wally.

Endlich hatte sie den Mut gefunden, endlich sich die Last abgeredet.

Mark saß am Strand an einen Stein gelehnt. Die Sonne stand noch nicht hoch an diesem bedeutenden Morgen. Dutzende Meter vor ihm, unmittelbar am Wasser, betrieb, als aureolenumflirrte Silhouette, eine Nackte intensive Gymnastik. Dieses aus der Ferne vor den Wellenbergen und der Weite des Strandes so unbedeutende Gehample unterstrich die Erhabenheit des anbrechenden Tages und — die Einsamkeit des frühmorgendlichen Uferstreifens.

Marks Gedanken arbeiteten logisch und überlegt, aber langsam, als seien sie gelähmt. Die Überraschung war vorüber. Er ließ Sand durch die Finger rieseln, und plötzlich war ihm, als sähe er dieses Gliederquartett an seiner Hand zum ersten Mal. Er betrachtete lange diese Hand von

vorn und von hinten, die Füße, die die acht Zehen aus den Sandalen reckten.

Dann lehnte Mark sich zurück, schloß die Augen. Er spürte, wie langsam Fragen kamen, eine Flut. Solche, die sich bereits formulierten, aber auch noch ein Wust anderer, noch nicht formierter.

Schon auf dem Weg zum Strand hatte Mark die ungeheure Verantwortung gespürt, die auf ihn zurollte. Aber in keiner Sekunde gesellte sich zu diesem Gespür Angst, sie könnte ihn überrollen oder sie würde für ihn zu schwer sein. Er brauchte nur Zeit, sich auf die neue Situation einzustellen.

Ihm war, als sähe er all das, was so vertraut war, zum ersten Mal, die üppigen Gewächse, hüpfenden und flatternden Vögeln, die millionenpunktigen Reflexe aus den Tautropfchen, die den Blättern und Gräsern aufsaßen.

Und irgendwie, ohne daß er bereits in der Lage gewesen wäre, es in Worte zu kleiden, hatte Mark plötzlich einen Auftrag gespürt, er müsse diese Welt in sich einsaugen, als eine für ihn neue, nie gesehene; müsse sie speichern, reproduzierbar in sich tragen... Für wen aber?

Mark öffnete die Augen. Die Sonne hatte an Höhe gewonnen. Das Strandleben

begann. In Mark aber formte sich die dringende Aufgabe, hinter der anderes zunächst verblaßte: Die Mutter schützen!

Li!

Der Gedanke an Li erschütterte Mark zutiefst. Ein reißender Schmerz überfiel ihn. Er drückte sich an den Stein und krallte die Finger in den Sand. Und bereits in diesem Augenblick war er sich darüber im klaren, daß es der Abschiedsschmerz war. Er benötigte Minuten, um sich zu fangen. Der häßliche Schrei einer Möwe brachte ihn in die Wirklichkeit zurück.

Auf einmal hatte Mark es eilig. Er vergewisserte sich, ob er seine Codekarte bei sich hatte, und dann schlug er mit weit ausholenden Schritten den Weg zum Hafen ein.

Mark erreichte das Schiff, völlig erschöpft, in der letzten Minute. Einige Passagiere sahen ihn erstaunt an. Wie konnte ein junger Mensch von einem Dauerlauf so mitgenommen sein? Ein junger Mensch freilich nicht, aber ich? Und sofort sah Mark, keuchend über die Reling gebeugt, Zusammenhänge. Warum fällt mir körperliche Betätigung schwerer als den Mitschülern? Weshalb bin ich physisch überhaupt wenig leistungsfähig? Plötzlich

beantworteten sich solche Fragen. Ich bin nicht für die Erde geschaffen. Wenn man mich jetzt untersucht, einiges ließe auf Eigenschaften meines Planeten schließen...

Als Mark sich einigermaßen erholt hatte, rief er die Arbeitsstätte der Mutter an. Sie war nicht dort, und er hinterließ ihr, sie sollte sich nicht sorgen, die nächsten drei Tage in »unserer Angelegenheit« aber nichts unternehmen.

Die Überfahrt dauerte zwei Stunden. Da Mark sich beim Aussteigen zurückhielt, was ihn nachträglich ärgerte, bekam er kein Motorik mehr. Er nahm sich ein Fahrrad und fuhr unter Mühen stadtwärts leicht bergan. Vor einem Dienstleistungstrakt in locker bebautem Gelände stieg er dann jedoch auf ein Motorik um. In einer Stunde befand er sich am Flughafen. Der Informputer zeigte ihm auf seiner Schautafel die kürzeste und schnellste Verbindung nach Wien. Nur — von Djakarta nach Wien über Moskau gab er einen Überschallclipper an, der jedoch drei Leistungsbons erforderte. Die aber hatte Mark nicht. Mark fragte den Computer, wie man von Djakarta oder Singapore nach Wien käme, und er bekam jedesmal zur Antwort, daß er sich auf Wetar befände.

»Idiot! Also — dann eben Schritt für

Schritt, wie du es verstehst«, sagte Mark laut, aber nicht ärgerlich, und fragte, wie man nun aber von Wetar nach Surabaja käme. Er erfuhr, daß in etwa zehn Minuten ein Luftschild ablegen und in zwei Stunden Surabaja erreichen würde.

Surabaja lag an einer Hauptroute.

Mark landete nur zwei Stunden später als der Überschallclipper auf dem Praterflughafen in Wien, Diesmal erwischte er ein Motorik. Ein Motorik, das überall — wie früher das Taxi — so hieß. Nur in Wien war es ein Fiakerl.

Nur einige wenige Anhaltspunkte genügten ihm, um sein Ziel, den Universitätskomplex, zu finden. Fünf Minuten später stand er vor der Tür mit dem Namensschild »20417 Maud 346 Chladkov, Diagrammierung«.

Maud saß an einem flachen Display und glich konzentriert mit dem Griffel Zacken in einer Kurvenschar aus. Dann fixierte sie einen Punkt und drehte, ohne die Körper- und Handstellung zu verändern, wie unwillig den Kopf, ganz offensichtlich in der Absicht, sich keineswegs von ihrer Arbeit abhalten zu lassen.

Sie sieht ungepflegt aus, dachte Mark leicht irritiert.

Eine erstaunliche Veränderung ging mit der Frau vor. Ihre Augen weiteten sich. Ihre zur abweisenden Frage halbgeöffneten Lippen blieben stehen. Ihr Körper straffte sich. Langsam schwenkte sie den Drehsessel herum. Der Griffel auf dem Bildschirm ging mit, hinterließ seine grünleuchtende Spur und verursachte so im Digitalfenster ein hektisches Ziffern- und Buchstabengeflirre. Eine Sekunde später stieß das Gerät ein böses Brummen aus. Die solchermaßen entstandene Kurve konnte es offenbar nicht in eine mathematische Formel umsetzen.

Maud drückte mechanisch eine Taste. Ton und Geflacker erloschen. »Du... Mark!« Sie rang nach Haltung.

Mark neigte den Kopf. »Ich grüße dich, Maud dreihundertsechsundvierzig Chladkov«, sagte er, und es hätte des förmlichen Tons nicht bedurft. Allein, daß er die Nummer in der Anrede gebrauchte, war Distanz genug.

Einen Augenblick wunderte sich Mark über sein Verhalten. Er sollte ihr eigentlich dankbar sein. Ohne das zufällige Treffen wüßte er sicher nicht, noch nicht, um seine Herkunft. Aber diese Frau hat Mutter gedroht, sie genötigt — unfreundlich und

ungefällig. Und sie konnte zigmals im Recht gewesen sein. Wenn du dich nicht bemühst, das, was den anderen bewegt, zu erspüren, verdienst du keine Sympathie. Im Inneren lächelte Mark. Wie sehr ich doch Mensch bin, dachte er — oder den Menschen ähnlich? Und er wußte, daß das nicht dasselbe war.

In irgendeiner Weise fühlte Mark, sein Verhältnis zu Wally Esch, der Mutter, war anders geworden. Ja, sie war immer die Mutter, die Mama gewesen, so wie sie es ihm und die Gesellschaft es ihr anerzogen hatten. Sie verstanden sich prächtig, lebten in vorzüglicher Harmonie, unterstützten sich wo es ging, und durch seinen frühzeitig hohen Reifegrad gab es da Einsichten, die dieses Mutter-Kind-Verhältnis so überaus glücklich machten. Aber jetzt empfand Mark etwas anders. Wally Esch war die Mutter, freilich, seine Mutter. Aber sie war auch Revolutionärin, mutig und selbstlos. Sie hatte, überzeugt, daß sie recht handelte, getan, was so schnell niemand anders riskiert hätte, hatte entschieden für die gesamte Menschheit. Schon der Gedanke an die Verantwortung brächte andere zum Zittern. Und ein Teil dessen, was sie bislang allein getragen hatte, war auf den Sohn

übergegangen, und er fühlte sich bereit und kräftig genug für diese Last. Und da er allein, Bea steckte noch in den Kinderschuhen, der Betroffene war, hatte er wohl auch das Recht zu entscheiden, wer mitsprechen durfte. Die Frau vor ihm durfte es nicht!

Ein harter Zug um den Mund gab Maud Strenge. Sie hatte sich gefangen. »Nimm Platz«, sagte sie steif und wies auf zwei Sessel an einem kleinen Tisch, der einzige Luxus in dem sonst sehr zweckentsprechenden und peinlich ordentlichen Arbeitszimmer.

»Ich bin gekommen, um...« Mark brach ab, aber er war nicht verlegen. Er spürte den starken Willen dieser Frau und entschloß sich, zunächst einen verträglicheren Ton anzuschlagen. »Wally Esch, meine Mutter...«, er betonte den Begriff Mutter besonders, »... hat mich unterrichtet, wie sie es immer vorhatte. Ich bin mir all dessen, was mit meiner Existenz im Zusammenhang steht, sehr wohl bewußt und übersehe auch die Tragweite von Wallys Tat. Aber sie tritt jetzt ins zweite Glied. Die notwendigen Schritte leite ich ein, und ich informiere die Menschen. Es steht mir als dem am meisten Betroffenen zu. Und ich sage dir gleich;

Wally hat aus ihrer Sicht richtig gehandelt, es gibt ihr nichts vorzuwerfen. Ich bitte dich also, Maud Chladkov, alle von dir angekündigten Aktivitäten zu unterlassen und von dir aus deine Kenntnisse um diese Sache nur immer so weit zu verlautbaren, wie ich informiert habe. Wie ich vorzugehen gedenke, werde ich dir sagen.« Mark hatte beherrscht und ruhig, aber sehr bestimmt gesprochen.

Zunehmend hatte sich Mauds Gesicht verändert. Ein spöttischer Zug ließ Fältchen um ihren Mund entstehen. »Du scheinst mir reichlich jung, Mark«, entgegnete sie, aber es klang nicht verletzend, eher, als dächte sie lediglich laut. »Aber lassen wir das.« Dann klang Spott mit. »Aber meinst du nicht, daß auch ich durch mein Wissen Verantwortung habe? Wer sagt mir, daß du es mit den richtigen Menschen, auf die Dauer, versteht dich, gut meinst?«

»Ich bin wie sie erzogen, ich bin einer.« Mark wurde sich in diesem Augenblick bewußt, daß er mißverständlich sprach. Maud wußte nicht definitiv, was oder wer er eigentlich war. Sie wußte nur, daß er aus der Phiole stammte, deren wahren Inhalt Wally damals, als sie Maud um den Gefallen bat, auch noch nicht kannte. Sie richtig

aufzuklären, beabsichtigte er jedoch nicht.

»Jetzt — vielleicht.«

»Bist du dein Leben lang mit deinem Wissen so sorgsam umgegangen?« Mark sah sein Gegenüber vielsagend an. In Wallys Erzählung war ihm das etwas seltsame Gebaren Mauds aufgefallen, die Urwaldexpedition, die nicht exakte Registrierung. Sie hatte nicht an der Trauerfeier teilgenommen, war nicht an den Ergebnissen der Rettungsexpedition interessiert. Vermutlich wußte sie von der Absicht ihres Lebenskameraden, des Bordarztes, mit dem Tiefschlaf zu experimentieren. Gegen ausdrückliche Verbote.

Es hatte nicht in Marks Absicht gelegen, irgend etwas von Maud zu erfahren, was sie mit sich herumtrug, sie seinerzeit veranlaßt hatte, sich aus der Öffentlichkeit zurückzuziehen. Er wollte nur seine Absicht durchsetzen.

Maud fragte: »Was weißt du? Erik mußte so handeln! Einer mußte das Experiment ausführen. Daß die Automatik versagte...«

Mark spürte daß sie soeben etwas sehr Wichtiges preisgegeben hatte, vielleicht auf die knappste Form gebracht, alles, was sie wußte. »Also: Ich werde dich über meine

Schritte informieren, und du läßt mir die Vorhand.«

Maud biß sich auf die Lippen. »Schickt dich Wally?«

»Nein!« Mark war ehrlich entrüstet.

»Und wenn ich auf deinen Vorschlag nicht eingehet?«

»Dann würdest du mir einen Eindruck vermitteln von einem Lebewesen, das sich auch Mensch nennt.«

Maud schwieg betroffen. Sie betrachtete ihre Fingernägel, sah dann auf, dem Besucher ins Gesicht. »Also gut, ich bin einverstanden und bleibe loyal, solange du es bist.«

Mark verstand nicht, wie sie das meinte, wollte es wohl auch nicht. »Gut«, sagte er, stand auf, wandte sich zum Gehen. »Du hörst von mir. Als nächstes spreche ich mit Lew Nyerpen, du kennst ihn. Ich grüße dich, Maud Chladkov.« Damit verließ er die Überraschte und fühlte sich befreit. Er war froh, Wally Schwierigkeiten abgenommen zu haben.

Unterwegs änderte Mark seinen Entschluß, sich sofort ins Kosmodrom zu begeben. Er bezog in Moskau ein Hotelzimmer und ließ sich mit der Mutter verbinden.

Mark sah ihr sofort die Sorgen an. Und er fühlte sich seltsam angerührt, als er die Freude in ihrem Gesicht erblickte, nachdem sie gewahr wurde, wer der Anrufer war.  
»Mark!«

»Ich grüße dich, Mutter«, sagte er, und nach einer kleinen Pause: »Könntest du dich für ein paar Tage, zwei oder drei, frei machen? Ich würde mich freuen, wenn du zu Lew Nyemen mitkämst. Du kennst ihn gut, weißt um Details, und ich möchte diesen Schritt mit dir gemeinsam tun.«

Wally verstand sofort. Nur eine Sekunde war sie bestürzt. Es ging also los. »Wo kann ich dich erreichen?«

Er sagte es ihr, verabschiedete sich.

»Danke, Mark, daß du an mich gedacht hast. Bis bald...« Und sie beendete beglückt die Verbindung.

**2** »Dieses Mal rufst du nicht an, Wally Esch? Da muß es etwas noch Wichtigeres als die Teilnahme an einer Venusexpedition sein!« Lew Nyemen lächelte fein und wies die Besucher auf Plätze in dem zu einem kleinen See hin offenen Raum seiner Kaskadenhauswohnung. »Seit einem Jahr arbeite ich nicht mehr. Ich mag keine Leute,

die jenseits ihres vollen Leistungsvermögens Jüngerer die Plätze versitzen. Und...«, es schien, als wolle er einem Einwand Wallys zuvorkommen, »... meine Erfahrungen kann ich auch von hier aus zuwenden, nicht?«

Wally und Mark ließen sich auf die dicken Teppiche vor dem intarsienverzierten niedrigen orientalischen Tisch nieder. Der kleine Garten auf dem Dach der darunterliegenden Wohnung gab wie ein gutgestelltes Foto den Blick auf den See und das gegenüberliegende Ufer frei.

Wally und Mark hatten noch keine Gelegenheit, sich in irgendeiner Weise abzustimmen, da sie sich erst vor wenigen Minuten vor dem Wohntrakt des Kosmodrom getroffen und dort erfahren hatten, daß Lew sie bereits erwartete. Wally kam eine halbe Stunde nach der vereinbarten Zeit. Ihr Flugzeug hatte sich verspätet.

Wally sah immer wieder auf den Sohn. Er hatte sich in den wenigen Tagen stark verändert, als ob er, wenn der irdische Vergleich es traf, erwachsener geworden wäre.

Lew brachte grünen Tee und hauchdünne Schalen.

Beim Eingießen des Tees musterte Lew

sehr aufmerksam und unverhohlen Mark. Dann fragte er: »Nun, wie gefällt euch das?« Er wies mit dem Kopf in Richtung See.

»Wunderschön«, antwortete Wally. Und mit einem Unterton: »Und dir?«

»Hm«, er lächelte. »Auch, denn ich habe zu tun.«

»Und was?«

Er wiegte den Kopf. »Sagt dir Mnemografie etwas?«

»Ein wenig«, Wally und Mark blickten aufmerksam.

Lew winkte ab. »Das wäre eine lange Geschichte. Und sie ist längst nicht abgeschlossen, aber vielleicht...«, er tat etwas geheimnisvoll, »... doch bald spruchreif. Wißt ihr, ich glaube, das menschliche Gehirn ist wie ein Speicher... ein Langzeitspeicher, wenn seine Struktur erhalten bleibt...«

Wally blickte, als säße ihr ein leichter Spott in den Augen.

Er ging darauf ein. »Hast du schon einmal gehört, nicht? Wußte ja, daß du ein gebildetes Mädchen bist.« Dann in verändertem Tonfall: »Speicher sollte man abrufen können, solange ihr unverändertes Gefüge besteht...« Er setzte sich. »Trinken wir auf alle spinnigen Rentner.« Und er hob

die Schale.

Als er sie abgesetzt hatte, blickte er zu Wally, zu Mark.

»Sag du's, Mutter.«

Lew nickte ihr aufmunternd zu, aber nicht nötigend. »Hab' ich wohl doch recht. Etwas Schwerwiegendes«, sagte er dann heiter, so als wolle er ausdrücken, na mach schon, es wird so schlimm nicht sein,

»Mark ist ein Außerirdischer!« Wally hatte es hastig gesagt, wie um es loszuwerden.

Nie hätte jemand gedacht, daß den Ausgeglichenen, stets über den Dingen Stehenden etwas so treffen könnte. Er blickte mit weitaufgerissenen Augen auf Wally, als verlöre sie mit einem Schlag alle Haare, oder sonst etwas Schlimmes geschähe. Lew saß und erstarrte in dieser seltsamen Pose.

Als Wally und Mark bereits um seinen Gesundheitszustand fürchteten, kam Leben in die hagere Gestalt. Er erhob sich langsam. Dann sagte er, und es klang wie laut gedacht, und er sah Wally dabei mit zusammengekniffenen Augen an. »Du irrst dich nicht — wärst mit einem solchen Scherz nicht gekommen... Aber wie ist er dein Sohn.« Es klang alles nicht wie eine Frage.

Dann fing Lew sich sichtlich. Seine Züge entspannten sich. Er musterte Mark ein weiteres Mal. Ein wenig von seiner Heiterkeit stieg in sein Gesicht. Er setzte sich, ordnete zerstreut das Geschirr. Man sah, wie es in ihm arbeitete. »Ein Außerirdischer«, murmelte er. »Ich habe ihn von der Venus mitgebracht.« »Soso, von der Venus.« Er sann Wallys Worten nach. »Ich fand bei Dirks Leichnam diese Phiole.« Wally stellte das Gefäß mit Nachdruck zwischen das Teegeschirr. »In seiner toten Hand. Dazu das«, aus ihrer Tasche fischte sie den Papierschnipsel mit der Silbe »... lly« und schob ihn Lew zu, der ihn nur mit einem flüchtigen Blick streifte und wieder zu Wally aufsah.

Auch die Phiole beachtete er zunächst nicht weiter.

»Hier drin...«, Wally legte den Zeigefinger auf den Zylinder, der Fingernagel wurde weiß, so nachdrücklich tat sie das, »... war Mark, und hier befindet sich noch eine ganze Menschheit, äh, Wesenheit.«

Jetzt nahm Lew den Behälter, betrachtete ihn, aber gleich wieder hielt er den Blick auf Wally gerichtet.

»Ich habe Mark zur Welt gebracht, ohne meine Erbmasse beizusteuern. Er ist — rein.

Ich habe ihn erzogen wie einen Menschen, schon weil ich am Anfang glaubte, daß er einer sei. Nun, da er erwachsen ist, wird er das Weitere selbst bestimmen. Das ist alles, was ich dir sagen kann und wozu, Lew, wir deinen Rat brauchen.«

»Nein, Mutter«, warf Mark ein, »du mußt noch etwas von Bea sagen.«

Einen Augenblick zögerte Wally. »Ja, Bea«, sagte sie dann. »Du hast recht.« Sie wendete sich mit einem langen Blick dem Sohn zu. »Es gibt neben Mark noch jemanden seinesgleichen: Bea. Sie ist entstanden als — seine Gefährtin vielleicht, ist noch ein Kind, sechs Jahre bald...«

Mark sah die Mutter voll an, keine Regung verriet seine Gedanken. »Ah. Wie viele wissen...?«

»Mit dir sechs Menschen. Einer ist Maud Chladkov. Sie kennt die Phiole.«

»Die anderen?« — Wally zögerte. — »Du willst sie nicht nennen?«

»Wenn es notwendig ist...?«

»Ist es nicht. Warum aber erwähnst du Maud Chladkov?«

»Ich wandte mich an sie um Hilfe.«

»Hast du sie bekommen?«

»Nein.«

»Ich möchte dich bitten, mir bei den

nächsten Schritten zu raten. Die Mutter muß entlastet werden. Und ich — darf kein Mensch sein.« Mark wandte sich direkt an Lew, der mit gebeugtem Kopf auf den Tisch starzte, noch immer nicht gänzlich aus dem Schock gelöst. Jetzt sah er auf. »Du willst in die Öffentlichkeit.« Lew blickte fragend.

Wally mischte sich ein. »Sonst tut es Maud.«

»Sieht ihr ähnlich«, brummte Lew nach einer kleinen Weile des Überdenkens. Doch dann winkte er ab. »Aber irgendwann hättest du es sowieso gemußt.«

»Ja. Doch ich möchte nicht, daß meiner Mutter etwas nachgesagt wird.« Mark faßte nach Wallys Hand.

»Deiner Mutter...« Lew überlegte abermals. »Ich verstehe. Und was würdest du tun?«

»Ich möchte dorthin, wo sie mich gefunden haben.«

Lew stand auf, trat bis zum Fenstersockel und sah über den See, drehte den Rücken den Besuchern zu. So verhielt er lange. Dann sagte er, ohne sich umzuwenden: »Dorthin willst du, wo du herkommst.« Mit einem Mal drehte Lew sich um. »Da wirst du, fürchte ich, wieder da hinein müssen.« Er machte einen langen Schritt auf das

Tischchen zu und hob die Phiole an, hielt sie Mark vor das Gesicht.

Mark sprang plötzlich auf. Wally erschrak. Nicht so sehr dieser jähnen Handlung, vielmehr Marks Gesichtsausdrucks wegen. Harte Entschlossenheit sah sie da.

Der Außerirdische faßte Lew an den Oberarmen, und fragte drängend: »Was weißt du?«

»Beruhige dich.« Lew legte seinerseits die Hände auf Marks Schultern und drückte den leicht Widerstrebenden auf den Teppich zurück. Lew nahm ebenfalls wieder Platz. »Bislang weiß ich nur, daß mindestens drei der fünf Hirne aus der >Lux<-Mannschaft strukturell intakt sind.« Pause.

»Du meinst...?« fragte Wally.

»Ich bin zuversichtlich.«

»Aber warum weist du mich auf den Behälter?« fragte Mark.

»Ich habe wieder und wieder die Fragmente des Bordbuches studiert. Da vieles ergänzt werden mußte, subjektiv, gibt es natürlich mehrere Versionen. Eine ist, daß sie ein Raumdepot gefunden haben...«

»Na und«, unterbrach Mark. »Das wissen wir schon. Wir werden es wiederfinden; dort wird es Hinweise geben.«

»Das wird nicht leicht, ich sagte es bereits

Wally, die Ortsangaben sind mangelhaft... Aber, Mark...«, er erfaßte die Hand des Außerirdischen. »Es hat keinen Sinn, dir irgend etwas vorzuenthalten, auch wenn es lediglich Vermutungen sind. Das Depot ist wahrscheinlich sehr, sehr alt und...« Lew unterbrach sich, nahm wieder den Behälter auf, »warum, meinst du, macht man so etwas? Ihr seid so menschenähnlich. Es ist sicher nicht sehr falsch, wenn man den Deinen menschlichen Beweggründe unterstellt. Ja, du errätst es: Wenn man den Wunsch hat, angesichts und trotz des nahen Untergangs zu überdauern. Wir würden so handeln, wenn wir es könnten, wenn wir unsere Zellsubstanz über große Zeiträume lebensfähig aufbewahren könnten, wie es in diesem Fall geschah. Das, Mark, ist eine logische Interpretation zum Zweck eines solchen Depots. Anzunehmen ist natürlich, daß sie dort noch mehr Informationen hinterlassen haben, die natürlich die >Lux< überbracht hätte. Ein paar Pflanzen und Tiere haben wir ja gefunden. Und man könnte einen Hinweis so auffassen, daß die, die das Depot einrichteten, aus dem System des Atair kamen oder — stammten, sechzehn Lichtjahre weit...«

Sie schwiegen. Langsam drehte sich Lew

auf die Ellbogen zurück, Marks Hand freigebend. »Trotzdem muß man dorthin.« »Aber nicht mit zu großen Hoffnungen.« »Nein, aber mit Klarheit zurückkehren...« Lew nickte langsam, gedankenversunken. »Vielleicht, Mark Esch, sind sie...«, er griff mit langausgestrecktem Arm erneut zur Phiole, schüttelte sie, als wollte er ihren Inhalt aufröhren, »... du und Bea die einzigen, die von euch noch oder wieder leben. Damit aber mußt du uns schon zubilligen, daß wir zu einem großen Teil mitverantwortlich sind, was aus euch wird. Wenn deine Vorfahren keine andere Möglichkeit sahen zu überleben...«, wieder schüttelte er das Behältnis, »dann sind wir verpflichtet, ihnen, euch, zu einem würdigeren Dasein zu verhelfen.«

Mit elementarer Wucht brach dieser Gedanke über Wally herein: Das hieß, Mark und Bea waren lediglich die ersten ihresgleichen, ihnen müßte eine Wesenheit folgen, so viele, daß sie lebens- und Entwicklungsfähig wurden. Sie brauchen Land, nein, Raum, Verständnis und Hilfe. Und erst jetzt wurde sich Wally der Tragweite ihres eigenwilligen Handelns bewußt. Wally war sich nicht im klaren, wie sie diese neue gewaltige Erkenntnis bei sich

einzuordnen hatte. Aber dann sah sie auf Mark, auf den Sohn zu ihrer Seite. Und in dem Augenblick verließen sie die Zweifel, wußte sie, daß sie schon um der schönen Zeit willen, die sie mit ihm verbracht hatte, in der sie ihn aufzog und lehrte, recht, ja daß sie um der Existenz des Sohnes willen überhaupt richtig gehandelt hatte. Marks Blick ging draußen über den See, verlor sich in irgendwelchen Weiten. Dann, nach einer ganzen Weile, sagte er langsam und leise: »Eben deshalb müssen wir dahin, ob sie leben oder nicht. Wir werden etwas finden, wie sie gefunden haben...«

Jeder der beiden wußte, daß Mark unter »sie« die Crew der >Lux< meinte. »Wir möchten den Menschen mehr als die Mühe um uns und unsere Biomasse einbringen.«

»Darüber, Mark, solltest du dich nicht sorgen. Wir werden freilich fliegen, aber vielleicht vorher wissen. Wir besitzen ihre Hirne...«